Bibliothek
für
Mädchen,
nach
den Stuffen des Alters
eingerichtet.

[3]

München,
bey Joseph Lentner 1791.

Handbuch
für
Mädchen
von reiferm Alter;
mit
moralischen Erzählungen
und
ökonomischen Kenntnissen.

pa: III.

Nebst einer Melodie.

München,
bey Joseph Lentner 1791.

*

Niemals läßt sie umsonst die müßigen Stunden entfliehen;
Denn sie beschäftigt die Sorge der Wirthschaft: sie scheut nicht der Küche
von den Schönen gefürchteten Rauch. Bald eilt sie zum Garten,
und begießt mit dem silbernen Quell ihr Bildniß: die Rose,
oder die bunte Ranunkel, und nennet mit Namen die Nelken.
Oft sitzt sie am Rahm, und schaft auf dem Leeren der Leinwand
helle Gefilde, den schattichten Wald, und farbichte Blumen;
Oder sie windet die glänzende Seide zum einfachen Hauptschmuck
ihres Kastanienhaars, und macht sich allen den Putz selbst,
ungekünstelt, natürlich und schön, den ihre Gespielen
wunderad beneiden, gezwungen erheben, nie selber erfinden.

Innhalt.

Seite.
Ueber die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes. 1.
Amalia, eine Schilderung eines tugendhaften Mädchens. . . . . 25.
Rath an Mädchen, die glücklich seyn wollen. . 28.
Der Thau auf Rosenblättern. . . 29.
Lehren eines Vaters an seine Tochter, zur Erhaltung der Reinigkeit des Herzens. . . 31.
Epistel an Phöbe, auf ihren fünfzehnten Geburtstag von ihrem Vater. . . . 48.
Abendgedanken. . . . 62.
An eine empfindsame Romanenleserinn. . . 63.
Lorenz und Leonore, eine lehrreiche Geschichte für junge Mädchen, welche das Lesen lieben. 67.
Das gute Rosenmädcheu. . . . 107.
Auguste, eine wahre Geschichte, jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt. . . 112.
Das Veilchen. . . . 137.
Die treue Dienstmagd. . . . 139.
Die faule Dienstmagd. . . . 142.
Letzte Unterredung eines sterbenden Mannes und Vaters mit seiner Gattinn und einzigen Tochter. 144.
Die beyden Mädchen. . . . 163.
Karoline an sich selbst. . . . 164.

Oekonomische Vortheile.

Vom Flachse.
Welche Eigenschaften ein guter Flachs haben müße. 171.
Auf welche Art der Flachs verfeinert werden könne, ohne daß er etwas von seiner Haltbarkeit veriiere. . . . . 173.
Vom Hecheln und Spinnen. . . 179.
Lied bey'm Spinnrade zu singen, mit einer Melodie. 190.
Vom Weben der Leinwand. . . 194.

Berech-

Seite.

Berechnung, um den Webern auf ihren Betrug zu kommen. . . . . 202.
Berechnung, wie hoch eine Elle von einer gewissen Gattung Leinwand zu stehen kömmt. . 205.
Vom Bleichen und was dabey zu beobachten. . 207.
Von der Wäsche überhaupt. . . 209.
Anweisung, Kattun, gedruckte und gestreifte Leinwand, auch seidene Tücher zu waschen. . 211.
Neue Art, die Wäsche zu stärken. . . 214.
Verschiedene Flecken aus Wäsche und Kleidung zu bringen. . . . . 215.
Fleckkugeln und Fleckwasser zu machen. . 216.
Die blauen Flecken aus grünen Tüchern zu bringen. 218.
Fett = und Oelflecken auszubringen. . . 218.
Koffeeflecken. . . . . 222.
Regenflecken. . . . . 222.
Flecken von Theer und Wagenschmier. . 223.
Eisenflecken aus der Wäsche zu bringen. . 224.
Dintenflecken. . . . 225.
Flecken von Obst. . . . 228.
Flecken aus Sammt zu bringen. . . 230.
Silberne Borten und Spitzen zu putzen. . 231.
Goldene Borten ꝛc. zu putzen. . . 232.
Gold und Silber von der Seide, ohne sie auszubrennen und ohne Schaden, zu sondern. . 235.
Edelgesteine, in Gold oder Silber gefaßte, zu putzen. 236.
Perlen zu waschen. . . . 237.
Bleiche Korallen wieder aufzufrischen. . 238.
Porzellain zuzurichten, daß es nicht zerspringe, man mag, was immer, heißes hineinthun. . 238.
Eine Kütte zu machen, womit zerbrochenes Glas, Porzellain ꝛc. wieder gut zu vereinigen ist. . 239.

Druckfehler:

Seite 36. Zeile 15. lese man statt Schamhaftigkeit, Schamlosigkeit.

Ueber die
Bestimmung des weiblichen Geschlechtes.

Wann die Mädchen jenes Alter erreichet haben, wo ihr Verstand zur Ueberlegung reif geworden, und ihr Herz höherer Empfindungen fähig ist, wo sie allmählig in die Rechte ihrer Selbstständigkeit eintretten, und sich selbst zu regieren anfangen sollen, dann ist es Zeit, daß man von ihrer weiteren Bestimmung deutlich und ernsthaft rede. Die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes kömmt zwar mit jener des männlichen im allgemeinen überein; denn die Frauenzimmer als Menschen betrachtet, können

nur auf dem nämlichen Wege zur wahren Glückseligkeit gelangen, worauf selbe die Männer erreichen. Sie haben, um zum Genuße derselben zu kommen, eben die Pflichten zu erfüllen: Sie haben, wie die Männer, Kenntnisse und Tugenden nöthig, welche sie zur Beförderung ihrer und der gemeinen Wohlfahrt sich eigen machen und ausüben müßen.

Allein die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes besonders und für sich betrachtet, ist in sehr vielen Dingen von der Bestimmung der Männer unterschieden: Folglich muß auch die Vorbereitung der Mädchen zu ihren reiferen Jahren viel anders eingerichtet werden, als die Vorbereitung der Jünglinge.

Der Mann macht sich in öffentlichen Geschäften um die Welt verdient, und bekannt. Als Staatsmann unterstützt er den Fürsten mit seinen Einsichten, als Richter handhabet er die Gesetze, als Soldat vertheidigt er den Staat; seine Brust ist die Mauer, hinter welcher der Kaufmann und Handwerker für die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit seiner Mitbürger sorgt, und der Landmann seinen Acker baut: so macht sich auch der Prediger und der Arzt verdient, jeder nach seinem Fache und seinen Einsichten. Der Schauplatz,

worauf

worauf sie ihre Rollen spielen, ist die Welt, und sie haben viele Zeugen und Zuschauer ihres Fleisses und ihrer Geschicklichkeit. Dieß erwirbt ihnen auffallende Verdienste. Der Ruhm macht ihren Namen bekannt; sie gelangen unter günstigen Umständen dadurch zu Reichthum und Ehren. Dieß sind grosse Anreitzungen, sich Geschicklichkeiten zu erwerben, und sie zu zeigen, um dadurch sich und der Welt nützlich zu werden.

Mit den Frauenzimmern hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Ihr Geschäfte ist in ihren Häusern, und ihr Lob in dem kleinen Zirkel ihrer Familien und Bekannten eingeschränkt.

Ihre Bestimmung ist, **beglückende Gattinnen, bildende Mütter** und **weise Vorsteherinnen des Hauswesens** zu werden.

Man sage nicht, daß das männliche Geschlecht hier grosse Vorzüge vor dem weiblichen habe, da es zu größern Geschäften bestimmt, mehrere Anreitzungen und größere Belohnungen fände. Das Glück der Weiber, ist es auch nicht so groß, so ist es doch sicherer und dauerhafter. Ihr Ruhm, macht er nicht so grosses Ansehen, so ist er doch ganz der ihrige; der Zufall hat keinen Theil daran; Sie sind mehr die Schöpfer

ihres Glücks, als die Männer. Sie regieren nicht den Staat; herrschen aber mit ihrem künftigen Gemahl in ihrem Hause. Sie dienen zwar in keinem öffentlichen Geschäfte der Welt; aber sie erziehen Kinder zu ihrem Dienste, und das erwirbt ihnen den ersten Antheil an dem Glücke des Staates. Sie erwerben zwar keine Güter; Sie halten sie aber zusammen, und wenden sie nützlich an. Sie haben auch an dem Verdienste ihrer Männer Theil, indem ihr verständiger und angenehmer Umgang ihm Ruhe, Erhollung und häußliche Freude finden läßt. Da sie seine Haushaltung geschickt verwalten, das Liebste, was er nach ihnen in der Welt hat, seine noch zarten Kinder erziehen, und sie ihm also diesen Theil seiner Sorgen abnehmen, so kann er hierüber beruhiget, alle seine Gedanken und alle seine Kräfte auf seine öffentliche und Berufsgeschäfte wenden. Mit Recht nimmt die Frau daher Antheil an allen Ehrenbezeugungen des Mannes, an allen Vortheilen, die ihm sein Fleiß und sein Glück erwerben. Beyde also, der Mann und das Weib, genießen gemeinschäftlich ihr Glück, jedes aber hat seine besondere Pflichten zu beobachten, seine besondere Geschäfte zu verrichten, um die gemeinschäftliche Glückseligkeit zu erhalten. Es folgt also hieraus, daß die Vorbereitung der Frauenzimmer zu ihrem künftigen Leben von ganz

anderer

anderer Beschaffenheit als jene der Jünglinge seyn müße.

Erlauben sie mir nun, wertheste Freundinnen, daß ich ihnen hierüber meine Gedanken eröffne. Sie dürfen von meiner Aufrichtigkeit und meinen guten Willen versichert seyn. Ich bin wahrhaft ihre Freundinn: ich werde auch alle Pflichten einer Freundinn erfüllen; werde Anweisungen geben, rathen, warnen und bitten: und sodann glaube ich nicht, fürchten zu dürfen, daß meine Freymüthigkeit sie auf einige Art beleidigen werde.

Vor allen andern muß ich ihnen rathen, daß sie sich auf die Kenntnisse der Religion mit vielem Fleiße verlegen. Diese Beschäftigung haben wir zwar mit dem männlichen Geschlechte ganz gemein: sie ist uns eben so nützlich, eben so nöthig, — aber sie ist uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch unentbehrlicher. Denn die Frauenzimmer gerathen nicht in die Zerstreuungen, werden nicht mit dem mancherley Geschäften beladen, wie die Männer. Sie sind mehr allein, öfters zu Hause, (ich sollte wohl sagen, fast allezeit.) — Sie müßen also etwas haben, womit sie ihre Gedanken, ihre Seele beschäftigen; und welche Beschäftigung ist an sich angenehmer,

nehmer, nützlicher, und ihren besondern Bedürfnissen angemessener, als die Beschäftigung mit der Religion? Sie wird sie nicht nur beschäftigen, sondern ihren Verstand so aufklären, ihre Neigungen so mäßigen, daß sie kein unanständiges Vergnügen noch Zeitvertreib suchen werden. Die Frauenzimmer sind mehrern körperlichen Schwachheiten und Leiden unterworfen: sie haben daher auch mehrere Hülfsmittel nöthig, sich alsdann zu unterhalten, und zu trösten. Als Mütter sind sie die ersten Lehrerinnen ihrer Kinder, und Religion ist das erste und wichtigste, das sie sie lehren sollen. Sagen sie nicht, die Mütter unterrichten nur ihre Kinder, so lange sie klein sind; und wenn sie heran wachsen, bekommen sie einen andern Unterricht. Um nur wenige Jahre jemanden mit guter Art zu lehren, muß man selbst viel gelernet haben. Die Mütter bleiben überdem allemal die Lehrerinnen der Religion in ihrem Hause.

Die Lehrer der Kinder theilen nur mit ihnen dieses Geschäft; sie nehmen es ihnen aber nie gänzlich ab. Keine Mutter kann ruhig seyn, wenn sie hierinn nicht so viel thut, als sie immer kann. Ihre kranken Freundinnen, und Hausgenossen, erwarten von ihnen liebreichen Zuspruch und Trost. — Wie nützlich und Gott gefällig

kön=

können sie hier werden, wenn Sie mit Erkenntniß und Erfahrung in der Religion ausgerüstet, die Trösterinn der Elenden werden? — Noch einen Gebrauch der Religionserkänntniß, der zwar nicht gemein, aber doch häufig genug seyn könnte, wenn die Frauenzimmer, absonderlich vom höhern Range, Erkänntniß und Geschmack an der Religion mit Eifer für dieselbe verbänden. Ihre Männer, die oft in einer Gesellschaft leben, wo der Unglaube und der Spott über die Religion, obgleich nicht rühmlich, doch sehr gewöhnlich ist, verlieren oft die wenige Neigung zu selbiger, die ihnen von ihrem ersten Unterrichte übergeblieben ist. Sie bringen Irrthum, Unglauben und Verachtung der Religion aus der Welt in ihre Häuser — ihre unvorsichtigen Reden, ihre bösen Beyspiele machen die Religion ihren Kindern erst zu einer gleichgültigen, und bald zu einer verächtlichen Sache. Das Beyspiel der gottseligen Mutter bauet allen diesem Unglücke vor; und wenn sie mit dem vernünftigen Erkänntniß der Religion Sanftmuth, Eifer und Klugheit verbindet, so wird sie selbst leicht die Lehrerinn ihres Mannes. Ihre übrige kluge Einsicht überzeugt ihn, daß die Anhänglichkeit an die Lehre Jesu nicht weibliche Schwachheit, sondern die Folge einer ruhigen Ueberlegung ist. Gewiß! die guten Worte und Beyspiele einer tugendhaften und verständigen

Frau

Frau haben schon manchen Mann wieder für die Religion gewonnen, von der er schon gänzlich abgewichen war.

Machen sie sich daher, meine Freundinnen! die Erlernung unserer heiligsten Religion zu ihrem gegenwärtigen Hauptgeschäfte. Befleißen sie sich jetzt, da sie am fähigsten dazu sind, sich eine gründliche Erkänntniß derselben zu erwerben. Es ist ein grosser Schaden, daß der Unterricht in derselben oft schon so frühe aufhöret. Ihr eigener Fleiß muß deßwegen diesen Mangel ersetzen. Bleiben sie daher nie von dem öffentlichen Gottesdienste, und von der Predigt aus; schaffen sie sich oder lehnen sie ein gutes Lese- und Erbauungsbuch, woraus sie selbst Unterricht schöpfen können. Welchen Schatz werden sie nicht sammeln, womit sie dereinsten sich und andere aufrichten und trösten können! Vielleicht sind einige unter ihnen, die die Wichtigkeit dieses meines wohlgemeinten Raths nicht einsehen; aber ich versichere es ihnen bei Ehre einer Christinn: es werden Zeiten kommen, da sie mir wegen dieses Rathes danken werden.

Bei so vielen Leiden, denen wir unterworfen sind, sollten wir ja, wenn wir unsern Umständen gemäß handeln wollen, uns um Hilfsmit-

tel bekümmern, sie ertragen zu können. Glauben sie es mir, nicht die Wiederwärtigkeiten sind es, die uns unglücklich machen: unsere Wehrlosigkeit macht uns elend; sind wir hingegen mit Hülfsmitteln versehen, so giebt es für uns keine unerträgliche Leiden.

Aber vielleicht bin ich ihnen, meine Wertheşten! etwas zu ernsthaft? Viele von ihnen geben sich vielleicht nicht gerne mit dergleichen Betrachtungen ab? Sie hängen lieber angenehmen Vorstellungen nach. Sie glauben, ihre Jahre, ihr Blut, das leicht durch die Adern wallt, ihre Unbekanntschaft mit den Sorgen, geben ihnen ein Recht hinzu: Aber wissen sie, meine wertheste Freundinnen! (werden sie nicht ungeduldig, daß ich in dem ersten Tone fortfahre) wissen sie wohl, daß ihre Neigung zu lauter angenehmen Vorstellungen, und der Widerwille gegen alles, das eine ernste Miene hat, eine von den Ursachen ihres künftigen Unglückes ist? Sie stellen sich die Welt blos auf der angenehmen Seite vor, sie schauen in ihr Leben als in eine reizende Gegend, wo ihr Aug keine Gränzen findet; Sie denken an nichts weniger, als daß diese Gränzen sehr nahe seyn können. Dieses unübersehliche Gefilde, worunter sie sich ihr Leben denken, glauben sie, sey mit lauter angenehmen Gegenständen angefüllt; bun-

te Wiesen wechseln, nach ihrer Einbildung, mit grünen Wäldern ab; Lustgärten, Springbrünen, prächtige Schlößer füllen die Ebene an. Sie hören den Schäfer am rauschenden Bache seine Flöte spielen, und hören die Stimme der schlagenden Nachtigall und der steigenden Lerche. Sie sehen, wie mit Lust und Freude die Einwohner diese glüklichen Gegenden durchwandern. Was sie jezt in der Nähe sehen, das glauben sie auch in der Ferne zu finden, und die Zeit währt ihnen so lange, bis sie diesen Herrlichkeiten näher kommen. Arme Freundinnen, wie täuschen sie sich, wie sehr werden sie von den Schmeichlern betrogen, die ihnen ihr Leben so abmalen! Kein Wort hören sie von jenen tausend unangenehmen und zum Theil unausweichlichen Uebeln, die in der Welt sind, und die sie in der Folge ihrer Durchwanderung antreffen werden. Gehen sie nur erst weiter fort, wie bald werden sie ihren Betrug entdecken. Hinter jenen anmüthigen Hügeln, wo sie das tanzende Schäferchor erblicken, liegen morastige Gegenden; hier steigen sehr giftige Dünste auf, die nicht selten dem stärksten Wanderer Kräfte, Gesundheit und alle Freuden des Lebens rauben. Zwischen jenen vollen Gärten, deren reife Früchte sie in ihre Schatten locken, giebt es dürre Einödden, wo sie nichts zu ihrer Erquickung finden. Selbst unter jenen Wandern,

ern, die so vergnügt, wie sie meynen, dieses Paradies durchreisen, giebt es — Sie glauben es nicht, was es für beschwerliche, unerträgliche und boshafte Leute darunter giebt, deren Gesellschaft ihren Gefährten oft alle Freude raubt, die ihnen auch sonst die Anmuth des Weges verschaffen könnte. O! meine lieben Freundinnen, wollen sie durch dieses Feld ihres Lebens gut und so ziemlich vergnügt kommen, (denn gänzlich glücklich und vergnügt werden sie nicht immer bleiben können,) so müßen sie mit der größten Vorsicht ihre Reise antretten. Freylich sehen sie viele schöne Stellen; aber sehen sie auch jene steilen Klippen, jene Moräste, jene schnelle Ströme? Es wird also alles auf den Führer ankommen, den sie sich wählen werden. Wählen sie die Religion: diese wird sie sicher führen, ob ihre Neigungen gleich nicht allemal mit ihrer Führung zufrieden seyn werden. Sie wird sie oft durch einen schmalen Fußsteig führen, wenn sie eine ebene Bahn gehen wollen. Sie wird sie oft vor den schönsten Garten vorbey leiten, wenn sie große Lust haben hineinzugehen. Aber sehen sie nur, wie die übrigen Führer ihre Reisenden leiten. Sehen sie jenen Prächtiggekleideten? es ist der Hochmuth; seine Folger könnten sicher unten im Thale gehen; er führt sie aber über lauter steile Höhen. Sehen sie, wie seine unvorsichtigen Folger

ger meistentheils Hals und Bein zerbrechen? und die so unglücklich sind, werden von allen übrigen Reisenden für Narren gehalten, daß sie eine so mühsame und gefährliche Strasse gezogen. Es sind auch gemeiniglich Leute von wenigem Verstande, die ihm folgen.

Nicht besser führt dieser Elende mit dem zerrissenen Kleide und grossem Quersack: er heißt Geiz. Er hat gehört, daß es dürre Stellen im Lande des menschlichen Lebens giebt, wo es sehr gut ist, wenn der Wanderer mit einem gewissen Vorrath von Lebensmitteln versehen ist. Er macht seine Begleiter daher so besorgt auf die künftige Noth, daß er alle Früchte, die er unter den Bäumen findet, mitnimmt; dadurch aber wird seine Reise so beschwerlich, daß er niemals ausruhen, niemals vergnügt werden kann. Für ihn ist nichts reizendes in der ganzen Gegend. Oft ist er mit den Früchten, die er sammeln kann, nicht zufrieden, er befiehlt und nöthiget seine Folger die Gärten zu bestehlen, oder die Mitgefährten zu berauben. Niemand kömmt ihm daher gerne nahe, und er ist bey allen verächtlich. Zuletzt führt er seine beladenen Folger an solche Oerter, wo sie elend umkommen müssen. — Jedoch nun ohne Allegorie, ohne weitere Gleichnisse! Die Welt hat ihre Freuden; sie hat aber auch unausweich-

liche

liche Widerwärtigkeiten. Welche Unbesonnenheit also, nur die Vortheile vor Augen zu haben, und gar nicht auf die Unbequemlichkeiten zu denken. Wer klug ist, wird sich auf beyde Fälle, auf Leiden, wie auf die Freuden gefaßt machen. Nur die Bekanntschaft mit der Religion ist die wahre und einzige Vorbereitung hiezu. Sie lehret uns die grosse Kunst: im Glücke mäßig, im Unglücke muthig, und in beyden Fällen ruhig zu seyn.

Lassen sie also, meine Freundinnen! das Gefühl für die Religion und ihre Pflichten nicht aus ihren Herzen: welch glückliche Gattinnen, welche gute Mütter werden sie werden! Vergessen sie aber auch nicht das Wesentliche und Wahre von dem Zufälligen und Scheinbaren zu unterscheiden, so werden sie sich auch eben so wohl vor dem Verdacht scheinheiliger Bethschwestern, als vor der Gefahr der Schwärmerey und des Unglaubens bewahren, und die angenehmen Folgen ihres Gefühls für Religion und Tugend in stiller Zufriedenheit des Herzens, häuslicher Glückseligkeit, und allen sanften Freuden, dem Vorgeschmack der himmlischen, genießen. Ja gewiß! wenn sie es sich recht angelegen seyn lassen, diese ihre erste Pflicht für die Religion zu erfüllen, so

werden

werden ihnen die übrigen alle leicht und angenehm werden; und diese sind:

Erstlich müßen sie sich um gute Einsichten bekümmern, ihren **Verstand ausbilden**, und schöne Kenntnisse erwerben: und je höher ihr Stand ist, desto bekannter müßen ihnen einige Wissenschaften seyn. Zweytens, sie müßen sich zur stillen **Eingezogenheit** gewöhnen. Drittens, müßen sie beständig beschäftigt und ämsig seyn. Viertens, müßen sie sich um die innere **Oekonomie** bekümmern. Fünftens müßen sie in allen Dingen sich gewöhnen, **ordentlich** zu seyn.

Erstlich, sie müssen sich um gute Einsichten bekümmern: und sind sie von hohem Stande, so müssen sie wenigst etwas von einigen Wissenschaften kennen. Denen von geringem Stande, die dereinst Frauen nützlicher Handwerksleute werden, denen ist es genug, wenn sie in der Religion unterrichtet werden, Lesen, Schreiben und etwas Rechnen lernen; zu mehrern haben sie keine Zeit, und es würde ihnen auch nichts nützen. Die vom mittlern Stande, die dereinst Kaufleute, Dikasterianten, oder Gelehrte heirathen, haben etwas mehr nöthig. Und die Fräulein, die bestimmt sind, die Gesellschafterinnen von Männern

nern zu werden, die grosse Bedienungen bekleiden, vornehme Leute in ihren Häusern sehen, die können nicht ohne Bekanntschaft mit den Wissenschaften seyn. Wie jämmerlich sieht es aus, eine vornehme Dame zu sehen, die mit der größten Aufmerksamkeit die elenden Kleinigkeiten eines Stuzers anhöret, und mit der größten Gleichgültigkeit den Mann vom Verstande reden läßt! Die sich zur Beschüzerinn eines leeren, aber schön frisirten Kopfs aufwirft, oder des niedrigen Schmeichlers, den das Bewußtseyn seines wenigen Werths zu jeder Niederträchtigkeit heruntersbeugt; und den Mann von Genie und von Verdiensten unangepriesen läßt, welchen eine edle Demuth und die gute Meynung von der Gerechtigkeit und von dem Geschmack der Grossen glauben läßt, sie werden ihn in der Ferne nicht unbemerkt lassen.

Eine Dame von Geschmack und einiger Bekanntschaft mit den Wissenschaften wird ihre Kinder, worüber sie anfangs beynahe allein die Aufsicht hat, (denn der Mann in grossen Geschäften verwickelt, hat keine Zeit dazu) ungleich besser und mehr zum Fleiße und Studieren anhalten.

Sind einige aus ihnen, meine Leserinnen, zu dem vornehmen Stande bestimmt, so werden sie

dem künftigen Hofmeister ihres Junkers, oder der Gubernante ihres Fräuleins die Mühe auf gute Art erleichtern. Sie werden nicht ängstlich werden: werden, wenn der rechtschaffene Mann ihren Liebling etwas lehret, nie denken, der Erbe ihrer Gütter habe keine Weisheit nöthig, oder sie sey ihm mit seinen Ahnen angebohren. Ohne daß die Goubernante nöthig hat, eine Schmeichlerinn zu seyn, und ihnen die Ausschweifungen ihrer Fräulein verschweigen zu dürfen, werden sie ihre Gönnerinn seyn, und für sie sorgen. So wichtig ist es, daß sie, die das Glück in einen hohen Rang gesetzt hat, zwar nicht gelehrt, aber doch mit den Wissenschaften nicht unbekannt seyn sollen. Und zu diesem Grade von Gelehrsamkeit können sie leicht gelangen. Man hat dermalen Anweisungen für Frauenzimmer vom Stande zu allen ihnen anständigen Wissenschaften: und die Schriften einer Lambert, Maintenon, Beaumont, und mehr anderer.

Zweytens, Eingezogenheit. Dieß ist die eigene Tugend unsers Geschlechtes. Sie ist gleichsam die Liebe, die die Frauen zu dem Orte haben, wo sie ihre Pflichten erfüllen, und der Welt nützlich seyn sollen. Diese Eingezogenheit erleichtert alle übrigen Tugenden, und macht sie ihnen gleichsam nothwendig. Ein Frauenzimmer

das

das nicht eingezogen ist, kann keine von ihren Pflichten erfüllen. Sie kann ihre Kinder nicht erziehen, sie wird sogar die Liebe zu ihnen verliehren. Sie kann nicht arbeiten, die Haushaltung weder führen noch regieren.

Die Chineser, welche einsehen, wie nöthig nicht nur den Familien, sondern auch dem ganzen Reiche die Eingezogenheit der Frauen ist, machen ihren Weibern das Gehen schwer; sie haben durch eine heilsame Verschwörung kleine Füße zu nothwendigen Merkmalen der weiblichen Schönheiten erkläret; nun pressen diese Morgenländerinnen ihre Füße von Jugend auf in kleine Schuhe, so daß ihnen das Gehen höchst beschwerlich fällt. Die Europäer denken besser von unserem Geschlechte; so nothwendig diese Tugend auch für die Häuser und für den Staat ist, so erwarten sie diese Tugend doch nicht durch einen solchen Zwang von uns zu erpressen. Sie soll ein Werk unserer Köpfe und nicht unserer Füße seyn. Die blose Ueberlegung des Schadens und des Nutzens, die die Erfüllung und Versäumung dieser Pflicht nach sich zieht, absonderlich der Gedanke: daß diese Tugend ihre Pflicht ist, ja um so mehr ihre Pflicht ist, weil sie ohne diese keine der übrigen erfüllen können, wird sie ihnen heilig machen.

Was sollen wir aber zu Hause anfangen? — höre ich einige sagen, denen diese Ermahnung vor vier oder sechs Jahren sehr nützlich hätte seyn können, — immer kann man doch nicht am Fenster liegen; wenn niemand zu uns kömmt, so müßen wir ausgehen; der Tage des schönen Wetters sind so wenig, und das ist doch grausam, daß wir dann zu Hause sitzen sollen. Erfüllen sie die dritte Pflicht ihres Geschlechts; so werden sie nicht einmal das Fenster nöthig haben, und diese ist die

Emsigkeit und Arbeitsamkeit: sie ist eine der nothwendigsten Tugenden: wer diese besitzt, hat mehrere, und wem sie fehlt, dem fehlen gewiß mehrere Tugenden. Ich zittere für das Schicksal eines jungen Mädchens, wenn ich es träg und gerne müßig erblicke. Ist die Unlust zur Arbeit keine Folge körperlicher Schwachheiten, so ist sie eine wahrscheinliche Anzeige vieler bösen Neigungen. Häßlich ist dieses Laster bey dem männlichen Geschlechte; aber bey unserem Geschlechte ist es unerträglich und weit gefährlicher. Den trägen Jüngling wird bald die Noth lehren, sich auf etwas zu legen und zu arbeiten; er siehet bald, daß er sonst nicht in der Welt fortkommen werde. Die Frauenzimmer aber können so lange träge bleiben, bis sie unfähig werden, fleißig zu

seyn. Zum Glücke für unser Geschlecht, giebt es wenig Träge; die es etwa sind, sind es mehr wegen einer vernachläßigten Erziehung als aus eigener Neigung. Aber man kann durch üble Gewohnheiten sich Neigungen erwerben; gewöhnen sie sich daher zur beständigen Arbeit.

Sie glauben nicht, wie gut es läßt, wenn man sie beschäftiget findet. Eine kleine Unordnung des Kopfputzes, die sie aus der Küche mitbringen, oder bey der Arbeit nicht wohl vermeiden können, steht ihnen hundertmal besser als der sorgfältigste Putz am Spiegel. Dieser Spiegel, glauben sie ihrer Freundinn, lehrt sie die Kunst nicht, zu gefallen. Ihre Schmeichler und ihre Eigenliebe möchten sie dieses gerne überreden; andere aber denken nicht so. Der Schmuck, den ihnen ihr Spiegel zeigt, gewinnt ihnen niemals den Beyfall eines vernünftigen Mannes, wenn er ihr einziger ist; aber der Schmuck, womit Emsigkeit und Fleiß sie zieren, ist unwiderstehlich. Wie schön lassen noch in vielen Häusern die genäheten Stühle und die Gemächer, die ihre Groß- und ihre Aeltermütter näheten; längst verwesen, zeigen sie uns noch Proben ihres häuslichen Fleißes. Man sagt, daß zu ihren Zeiten die Familien auch weit besser gestanden sind.

Diese Tugend der Arbeitsamkeit recht lieb zu gewinnen, so sehen sie nur unter ihren Bekannten auf die Mädchen und Frauen, die arbeitsam, und die es nicht sind; auf ihre Aufführung, auf das, was die Welt von ihnen sagt, auf ihre Kinder; und ihre eigene Bemerkung wird ihnen diese Tugend liebenswürdig machen.

Viertens, Oekonomie. Die vornehmste Dame muß eine gute Haushälterinn seyn. Nachdem der Rang heruntersteigt, muß sie sich desto mehr damit beschäftigen. Die Haushaltungskunst ist eine weitläuftige Kunst; man erlernet sie blos durch Uebung, die man nicht früh genug anfangen kann. Sie irren sehr, wenn sie glauben, daß es ihnen gut kleide, wenn sie mit verzogenem Gesichte von der Oekonomie als von einer eckelhaften Sache reden. Es kleidet ihnen eben so, als gewissen jungen und auch erwachsenen Herren, die sich aus ihrer Unwissenheit eine Ehre machen, und sich die überflüßige Mühe geben, uns zu versichern, daß sie nichts gelernet haben. — Sollten sie es nur wissen, wie sie in der Folge für diese Versäumung ihrer Pflicht gestraft werden! Die Magd, oder der Bediente, welche in ihren Diensten stehen, werden oft herzlich über sie lachen, wenn sie von ihnen einen Befehl erhalten, der wider die Regel einer guten Haushal-

haltung ist. Sie werden oft der Gegenstand des Spottes und des Gelächters, wovon die Gesindestube erschallet, werden. Ihre Unwissenheit in der Oekonomie wird noch ernstlichere Folgen haben; sie wird die Dienstbothen anreizen, und es ihnen leicht machen, sie zu betrügen und zu bestehlen. Sie wollen doch gerne wohlhabend seyn, und so auch ihre Kinder sehen. — Hier ist das einzige Mittel für sie, wodurch sie sich und die Ihrigen bereichern können: seyen sie gute Haushälterinnen. Gewöhnen sie sich daher von Jugend auf, sich um die Wirthschaft zu bekümmern; fragen sie nach jedem Artikel, der im Hause verbraucht wird, nach seinem Ankauf oder Verfertigung, der sparsamsten Art ihn zu gebrauchen und anzuwenden, oder ihn gar zu entbehren. Bitten sie ihre Mutter, daß sie unter ihrer Anführung die Aufsicht über einige Theile der Wirthschaft haben, und gewisse Ausgaben und Rechnungen führen dürfen. Ich versichere sie, schon der Ruf, daß sie gute Haushälterinnen sind, wird ihnen gewiß nützlich seyn.

Fünftens, die Liebe zur Ordnung, die ich ihnen zuletzt anpreise, ist die Erleichterung aller übrigen Geschäfte. Der Gedanke, daß eine Sache schwer sey, schreckt ab, sie zu unternehmen; allein einem an die Ordnung gewöhnten Mäd-

schen sind keine gewöhnliche Geschäfte schwer. Die Liebe zur Ordnung ist eine blosse Folge einer frühen Gewohnheit. Die Unordnung ist zwar nur ein Fehler, oft sind ihm die edelsten Gemüther ausgesetzt; allein sie hat gemeiniglich solche betrübte Folgen, und straft sich so grausam, als ein Laster. Wie manche Familie kömmt blos aus Unordnung herunter. Bey eben der Einnahm, wovon ein ordentlich Haus mit Aufwand und Anstande lebt, und Wohlthaten erzeigt, verarmt ein ander Haus, worinn die Unordnung herrscht. Gewöhnen sie sich daher früh zur Ordnung. Sie werden viel, und alles leicht, und auf eine angenehme Art verrichten können. Machen sie sich gewisse Vorschriften in Absicht ihrer Geschäfte; bestimmen sie sich zu jeder Arbeit eine gewisse Zeit. Beobachten sie diese ihre eigene Gesetze genau; sie werden mehr Nutzen hievon erfahren, als sie im Anfange sich einbilden. Ihr Charakter wird gesetzt werden, sie werden ordentlich denken, ordeutlich schreiben und ordentlich reden. Ihre ganze Seele, alle ihre schönen Eigenschaften, alle ihre Handlungen werden übereinstimmend und schön seyn.

Dieß sind nun die Gedanken, meine wertheste Freundinnen, welche ich von der Erfahrung

abge-

abgezogen habe, und ihnen in Absicht ihrer gegenwärtigen Jahre und ihrer Vorbereitung zu reiferem Alter habe vorlegen wollen. Manche von ihnen sind vielleicht eine ganz andere Sprache gewöhnt, als ich mir die Freyheit genommen, mit ihnen zu reden; da es aber die Sprache der Wahrheit und der Aufrichtigkeit ist, so lassen mich doch die Empfindungen und der bessere Verstand des grösseren Theiles an der guten Aufnahme dieser meiner kleinen Rede keineswegs zweifeln.

Amalia.

Amalia hat frühzeitig empfinden gelernt, daß sie eine Seele besitze, die einen grossen Ursprung hat, und zu keinem kleinen und vergänglichen Glücke bestimmt ist. Ueberzeugt, daß vor ihrem Schöpfer alle Seelen Gegenstände seines Wohlgefallens sind, betrachtet sie ihn allein als die Quelle aller wahren Schönheit. Sie kennt seine Vollkommenheiten und bewundert sie. Sie kennt sie aus dem Unterricht seiner Religion, und entdeckt sie in seinen Werken. Die grossen Wahrheiten der Offenbarung weis und glaubt sie, versteht ihre wichtigsten Lehren so, daß sie sich mit Deut-

lichkeit, Zueignung und Anmuth darüber erklären kann. Sie kennt ihre Verbindlichkeit gegen das höchste Wesen, und das ist ihre tägliche Beschäftigung in seiner Erkenntniß und Liebe gegen ihn vollkommener zu werden. Ihre Frömmigkeit ist aufrichtig, ungekünstelt und heiter, und mehr eine sanfte und zärtliche, als eine heftige und feurige Empfindung.

Eine Seele, die so eifrig ist ihre wesentlichsten Pflichten zu erfüllen, kann diejenigen nicht verkennen, die sie sich selbst schuldig ist. Ihre Sorge geht auf die Verschönerung ihrer Seele ohne ihren Körper zu vernachläßigen, nicht unempfindlich gegen die Reize desselben, überzeugt, daß seine Schönheit nur durch einen viel schönern Geist erhöhet werde.

Ihr Verstand ist schon mit allen den grossen Wahrheiten bereichert, die unsre Führerin auf dem Wege der Tugend und Glückseligkeit seyn müßen. Allein sie sucht ihn täglich noch mehr auszubilden, liest die vortreflichsten Werke um sich daraus zu bessern, empfindet und überlegt, was sie liest, und kennt verschiedene Wissenschaften, aber nur von der Seite, wo sie entweder aufs Herz wirken, oder ein unschuldiges Vergnügen machen. Ihr Witz wird dadurch reicher, feiner und lebhafter,

und

und ihr Ruhm ist, mehr Verstand zu haben, als zu zeigen.

Sie ist tugendhaft, aber sie ist dabey nicht eitel, um desto mehr bewundert zu werden. Sie sucht vielmehr den Adel ihres Herzens durch Bescheidenheit und Demuth zu erhöhen, obgleich ihre tugendvollen Gesinnungen ihren Glanz über ihr Aeußerliches so sehr verbreiten, daß auch der Lasterhafteste sie nicht ohne Ehrerbietung sehen kann, und sich schämen oder bewerben muß, durch eine bessere Aufführung ihre Achtung zu verdienen.

Unterdeß ist ihre Unschuld und Tugend wie ihre Schönheit. Sie schimmert nicht so sehr, daß man sie auf einmal ganz sehen sollte. Ihr Gesicht wird immer schöner, je länger man sieht, und ihre Tugend immer schöner, je genauer man sie kennen lernt.

Amalia glaubt, daß ihr ihre Zeit so theuer und kostbar, als einem Manne seyn müße. Denn sie ist überzeugt, daß sie von dem vermeidlichen Verluste einer Stunde eben so schwere Rechenschaft zu geben habe, als er. Den größten Theil der Zeit, widmet sie Gott, ihrer Seele und der Tugend, und die Stunden des Tages, die sie nicht den Pflichten des Umgangs schuldig ist, weihet sie dem

beson=

besondern Rufe des Frauenzimmers, und bestrebt sich, Fähigkeiten zu erlangen, deren Ausbildung zur häuslichen Wohlfahrt unentbehrlich sind, um sich niemals der Gefahr auszusetzen, von denjenigen getadelt zu werden, deren Geschäfte sie anordnen und regieren soll.

Sie ist gegen die Schönheit ihres Körpers nicht gleichgültig. Sie betrachtet sie als ein Geschenk der Natur, das sie nicht vernachläßigen darf, ob sie gleich nicht stolz auf das ist, was sie sich nicht selbst gegeben hat. Sie weis, daß die Farbe des Gesichts nicht dauerhafter ist, als die Farbe der Blumen: wie bald verblühen beide! — Daher bemüht sie sich, Vollkommenheiten zu besitzen, die keine Macht der Zeit zerstören kann. Sie ist daher auch weit über die thörichte Einbildung erhaben, daß Kleider einem Menschen ein Verdienst geben können, so wenig als sie vielmehr den Mangel der Schönheit sichtbarer machen. Amalia ist in der Kleidung sorgfältig, ohne eigensinnig und eitel zu seyn. Sie kleidet sich nach der Mode, wenn diese nur nicht der Unschuld ihres Herzens unanständig oder gefährlich ist. Und im letztern Falle widersteht sie ihrer Tyranney mit einem Muth, der ihrer Tugend einen neuen Werth giebt.

Im Umgange ist sie sittsam, ohne schüchtern zu seyn, auf eine edle Art frey, und doch zurückhaltend, besonders gegen das männliche Geschlecht. Sie kennt ihren Beruf, zu gefallen, und ihre ganze Aufführung beweist, daß sie nur durch die Tugend zu gefallen wünscht. Sie verachtet den Ruhm, viele Bewunderer und Schmeichler um sich zu sehen, und erlaubt ihren Augen das eingebildete Vergnügen nicht, Eroberungen zu machen. Sie ist ihrer Reizungen wegen so wenig für sich eingenommen, daß sie sogar, ohne eine Ueberwindung ihrer selbst nöthig zu haben, andern Frauenzimmern Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, wenn sie schöner sind, als sie.

Nun wählen sie, meine Freundinnen, was ihnen lieber ist: oder daß man von ihnen wie von Amalie denke, oder daß man von ihnen nichts weiter zu sagen wisse, als daß sie sehr gut gebildet sind, daß ihren Augen zu einer vollkommenen Schönheit nichts, als eine liebenswürdige Seele fehlt, — daß sie, um alle ihre Reize zu zeigen, ihrem Schneider volle Macht und Gewalt über ihre Kleidung geben, daß sie das Spiel vollkommen verstehen; daß man sie endlich bewundern muß, ohne sie hochachten zu können. Ich denke zu vortheilhaft von ihnen allen, als daß ich glauben sollte, sie könnten sich in der Wahl auf

eine ihrem wahren Ruhme so nachtheilige Weise irren. —

An ein Mädchen.

Mädchen willst du glücklich seyn?
Hör' und übe meine Lehren:
hältst du Herz und Sitten rein,
kannst du Ueberfluß entbehren.

Willst du liebenswürdig seyn?
Hasche nicht nach Prunk und Flimmer:
nur Bescheidenheit nimmt ein;
Thoren blendet leerer Schimmer.

Willst du schön und reizend seyn?
Uebertünche nicht die Wangen;
hülle dich in Unschuld ein; —
Schminke kann nur Gecken fangen.

Willst du froh und heiter seyn?
Fliehe weit vom Stadtgewühle:
Freude siehst du dort entweyh'n,
spotten reinerer Gefühle.

Wün=

Wünschest du gesund zu seyn?
Arbeit kann gesund erhalten.
Arbeitsam und mäßig seyn
war die Medizin der Alten.

Der
Thau auf Rosenblättern.

Sieh doch, Kleine! diese Perle,
o wie hell und rein
glänzt sie auf dem Purpurblätchen
hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
diese Rose sah.
Ach! da hiengen grosse Tropfen
trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
aber sieh! wie jetzt
jener Morgensonne Schimmer
sie so kosend letzt.

*** *** ***

Oft wird heut ein Sturm des Leides
über dich ergehn;
ach! dann werden trübe Thränen
dir im Auge stehn.

Aber morgen, frommes Mädchen
morgen — freue dich!
drängen Freudenthränen wieder
aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose:
sey ihr gleich: sey gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden
und im Unglück Muth.

Lehren

Lehren eines Vaters *

an

seine Tochter

zur Erhaltung der Reinigkeit des Herzens.

Gestärkt durch die Hofnung, daß du, mein einziges Kind! im Vertrauen auf meine väterliche Liebe und Erfahrung, meinen auf vieljährige und sehr sorgfältig angestellte Beobachtungen über der Menschen Thun und Lassen, Freuden und Leiden gegründeten Rath, nicht nur gern und aufmerksam anhören, sondern auch aus allen Kräften und unter göttlichem Beystande redlich zu befolgen dich bestreben werdest, muß ich dir die Hauptugend und die schönste Zierde des weiblichen Geschlechtes nämlich: **Reinigkeit des Herzens und der Gesinnungen** auf das angelegenste empfehlen.

Dieses ist der Grund aller moralischen Vollkommenheit, die einzige nie versiegende Quelle

aller

* Ein Auszug von Campe's väterlichen Rath an seine Tochter im Braunschweiger Journale.

aller wahren Glückseligkeit! — Aber worin besteht dieselbe! — Gott Lob! daß ich dich, statt einer Beschreibung durch todte Worte, auf dein eigenes Herz und auf dein lebendiges Selbstgefühl verweisen darf! denn noch — Dank, Dank sey dem guten Engel, der sie dir erhielt! — ist diese Urquelle aller Tugenden und aller Glückseligkeit dein; noch bist du dir — ich weiß es, mein geliebtes Kind — keiner bösen Gedanken und Empfindungen, keiner unerlaubten Absichten und Wünsche, keiner unordentlichen, unreinen und schändlichen Begierden und Leidenschaften bewußt. Noch ist in deinem Inneren alles, was dein Aeußeres verheißt; noch darfst du, ohne Maske unter dem tiefeindringenden Blicke des Menschenkenners stehen; ja, was noch vielmehr ist, noch darfst du den Gedanken an Gottes Allwissenheit selbst, ohne alle Bangigkeit und vielmehr mit kindlicher Freudigkeit denken, und ihn lebhaft in dir werden lassen. Möge unsers himmlischen Allvaters schützende Vorsehung ihn dir bis ans End deiner Tage erhalten, diesen alles überwiegenden, grossen und köstlichen Seelenschatz! möge der Tag eben so gewiß der letzte meines und deines Lebens seyn, als er der jammervollste für dich und mich seyn würde, an dem du — aber weg mit dieser scheußlichen Vorstellung! ich will, ich kann mir den Fall, daß du dich und mich je

vergeſ=

vergessen, deine und meine Grundsätze jemals wissentlich verleugnen solltest, nicht einen Augenblick, auch nur als möglich denken. Immer wirst du die schöne selige Harmonie zwischen deinem Innern und Aeußern sorgfältig zu erhalten suchen; immer wirst du vor jedem Gedanken, der irgend eine Farbe an sich trägt, die du öffentlich sehen zu lassen Bedenken tragen müßtest, als vor einem Feinde deiner Unschuld und deiner Seelenruhe zurückbeben; immer wirst du jedes Gefühl und jeden Wunsch, der in dir erwacht, bevor du ihm nachhängst, erst mit der Fackel der von Gott dir verliehenen Vernunft und der Religion beleuchten, und mit tugendhafter Kraft ihn sogleich ersticken, sobald du merkest, daß er dieses Licht nicht zu ertragen vermöge. Und so, mein theures Kind, wirst auch du schon jezt und künftig immer mehr und mehr erfahren und fühlen, was alle gute Seelen aus eigener Erfahrung wissen: wie gewiß das sey, was unser göttliche Erlöser, dessen Lehren du aus dem Munde deines Vaters erhalten hast, mit eben so vieler Wahrheit, als edler Einfachheit, sagt: selig sind, die reines Herzens sind! Alles Ungemach des menschlichen Lebens, dem auch du, mein Kind, wie jeder junge Erdbürger und jede junge Erdbürgerinn, mit jedem neuen Tage immer mehr entgegen gehst, wird dir leicht

zu überwinden oder zu ertragen seyn, so lange Unschuld und Rechtschaffenheit der unerschütterliche Grund seyn werden, auf welchem das Gebäude deiner Glückseligkeit ruhet. Alle Mühseligkeiten dieses Lebens, alle Unglücke und alle Drangsalen, denen dich vielleicht die Vorsehung zur Probe deiner Tugend aussetzen mag — werden Vieles von ihrer Bitterkeit verlieren; und gleich einem gesunden, schlanken und biegsamen Rohre wird deine, aus reiner Seelengüte hervorgewachsene Glückseligkeit von den schrecklichsten Stürmen des Lebens zwar gebeugt, aber nie zerknickt oder gänzlich ausgewurzelt werden können. Wohl dir und mir, o Tochter, wenn du die Wahrheit auch dieser meiner Versicherung einst durch deine eigene Erfahrung Andern wirst verbürgen können, so wie ich sie dir jezt durch die meinige verbürge.

Ich darf dir also, mein Kind, die Tugend der Keuschheit nicht erst beschreiben; denn du kennst sie aus deinem Gefühle selbst: sie glänzt noch in deinem Innersten, diese Zierde des Herzens. Ich will dir auch keine Schilderung von dem Gegentheile derselben, von dem Laster der Unkeuschheit machen, damit sich deiner unbefleckten Seele kein schändliches Bild darstelle, vor dem sie zurückschaudern müßte: Ich muß dir

aber

aber doch die Hauptbegriffe von beyden in Kürze sagen, damit du bestimmt und deutlich fassen könnest, was Keuschheit, und was das schändliche Gegentheil dieser so nöthigen Tugend, Unkeuschheit, Unzucht und lüderliches Wesen sey. Wenn nämlich eine junge Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, bis zu der Zeit, da sie ein rechtmäßiges eheliches Bündniß eingehen kann und darf, alle Vertraulichkeit mit Personen des andern Geschlechts vermeidet; wenn sie ihnen gegen über, immer in den Schranken der anständigen Höflichkeit, ohne leidenschaftliche Gefühle einer besondern Zuneigung bleibt; wenn sie alle unreinen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen aus ihre Seele verbannt; wenn sie ihrem Auge und ihrem Ohre gebietet, sich von allem, was dergleichen, die Seele vergiftende Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen in ihr erregen könnte, mit Abscheu wegzuwenden, und nie mit Wohlgefalleu darauf zu achten; wenn sie endlich im höchsten Grade schamhaft, nicht blos gegen andere Menschen, sondern auch gegen sich selbst ist, und diejenigen Theile ihres eigenen Körpers, welche Wohlanständigkeit und Schamhaftigkeit bedeckt zu halten gebieten, ohne Noth niemals weder vor Andern noch vor sich selbst entblößt oder berührt; wenn sie auf diese Weise ihren Leib und ihre Seele rein

und züchtig, unbefleckt und frey von verderblichen Leidenschaften und Begierden erhält: dann gebühret ihr das hohe Lob der Keuschheit, einer Tugend, die sie schon jezt vor tausendfältigen Leiden schüzen, und sie nachher mit seliger Freude lohnen wird. Wenn hingegen eine Person von diesen sich das unglückliche Gegentheil erlaubt, dann ist sie unkeusch, unzüchtig und lüderlich. —

O meine Tochter! warum muß ich es dir sagen? — Aber ich kann, ich darf es dir nicht verhehlen, daß unter allen Tugenden, welche die allgemeine Sittenverderbniß verdrängt hat, die der Keuschheit bey weitem am seltensten geworden ist. Eine, fast allgemeine, schändliche Ausgelassenheit, Zügellosigkeit, und Schamhaftigkeit hat sich durch alle Stände und durch beyde Geschlechter verbreitet. Dinge, die eine reine und keusche Seele mit Abscheu erfüllen, sind in den feinsten Gesellschaften eine Lieblingsmaterie der Unterhaltung und ein Gegenstand des Scherzes geworden. Alles, alles, was die Künste der Ueppigkeit und der Schwelgerei hervorbringen, zweckt darauf ab, die unreinen Triebe anzuregen, und schändliche Begierden zu entzünden. Die Bildergallerien strotzen von schlüpferigen Vorstellungen, bey denen die Unschuld erröthen muß; die öffentlichen Schauspiele ertönen von der fre-

chen

chen Sprache der Unzucht und von schmutzigen Zweydeutigkeiten; die Büchersäle sind voll von Ausgüßen einer unreinen Einbildungskraft, die von teufelischen Unschuldsmördern recht eigentlich zubereitet wurden, um Seelen damit zu vergiften; wohin man kömmt, wohin man sieht und hört, da sieht und hört man Dinge, welche die Schamhaftigkeit verletzen, welche unreine Bilder und Vorstellungen vor die Einbildungskraft führen, und sie damit beflecken. Besonders traurig und bejammernswürdig ist das Schicksal junger unschuldiger Personen deines Geschlechts, die fast überall, wo sie sich nur blicken lassen, in jedem schamlosen Weibe, die auf alle Ehrbarkeit schon lange selbst Verzicht gethan hat, eine heillose Anführerinn zur Unkeuschheit, in jeder jungen, der Lüderlichkeit ergebenen Mannsperson, einen Anführer zur Unzucht finden. Man sucht durch alle mögliche Künste und Erfindungen der sogenannten Galanterie, eure Einbildungskraft zu entzünden, eure Vernunft einzuwiegen, eure Sinne zu berauschen, und eurem Herzen auf die feinste und unmerklichste Weise das süße, aber tugendmordende Gift der Schmeicheley einzuhauchen, um es zu einer gänzlichen Vergessenheit seiner selbst, seiner Pflichten, seiner Religion, seiner Vorsäze und seiner wahren Glückseligkeit einzuschläfern. Man spottet der Unschuld, lacht

der Tugend und huldiget ihrem scheußlichen Gegentheile.

O mein liebes gutes Kind! warum vermag ich es nicht, deine junge, bis dahin reine und unbefangene Seele vor diesen gefährlichen Ausflüßen der Unsittlichkeit, die, gleich einer Sündfluth, alles überschwemmen, und alles, was Tugend und Ehrbarkeit heißt, ersäufen, zu jeder Zeit und für immer sicher zu stellen? Warum muß ich, will ich anders, daß du für die menschliche Gesellschaft und nicht zur Einsiedlerinn erzogen werdest, zugeben, daß du unter Menschen kommest, um menschliche Thorheiten und Laster zu sehen, um dich von dem Geschmeiß der Wollüstlinge umsumsen zu lassen, um deine junge Tugend, deine Religiosität, und dein sittliches Ehrgefühl dem Probiersteine der Verführung zu unterwerfen? Aber ich kann, ich will dich nicht von den Menschen absondern; ich muß dich, wofern du zu einem brauchbaren und würdigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft ausgebildet werden sollst, und woferne deine Tugend zur wirklichen Tugend reifen und nicht blos Unbekanntschaft mit dem Bösen bleiben soll, dem Strome der Gesellschaft überlassen. Alles, was ich dabey thun kann, ist: dir aus treuen väterlichem Herzen zu rathen, dich immer, soviel dir

möglich

möglich ist, am Ufer zu halten — ich will sagen, dich von dem Strome der Gesellschaft und der herrschenden Ueppigkeit so wenig als nur immer möglich, fortreissen zu lassen — und dir als ein dieser mißlichen Schiffahrt nicht ganz unkündiger Mann, einige Regeln und Vorschriften mitzugeben, durch deren redliche Befolgung du die gefährliche Mitte des Stroms, sammt den Klippen und Strudeln, die dir den Untergang drohen, klüglich und glücklich wirst vermeiden können. Vernimm diese Regeln, und präge sie deinem Gedächtnisse und deinem Herzen mit unauslöschlichen Buchstaben ein. Hier sind sie:

1. Hänge dich fest an deine Eltern; sey besonders unzertrennlich von deiner Mutter, und betrachte sie als den sichtbaren Schuzengel, den dein himmlischer Vater dir beygesellt hat, um deine Tugend und Glückseligkeit vor vielen dir drohenden Gefahren zu schüzen.

2. Betrachte uns nunmehr, da der Kindheit Stuffen von dir erstiegen sind, nicht mehr blos als Eltern, sondern als deine ältesten, treuesten und besten Freunde, die ihr eigenes Leben wahrlich nicht so sehr als deine Glückseligkeit lieben, denen es auch nicht an Ein-

sicht

sicht und Welterfahrung fehlt, um dir in jedem Falle das zu rathen, was dir jedesmal am zuträglichsten seyn wird.

3. Schließe dem zufolge dein Herz mit allem, was du zu jeder Zeit denkest und empfindest, gern und willig vor uns auf; verhehle uns nichts, nichts — selbst deine Fehler und Schwächen nicht, fest überzeugt, daß es uns unmöglich ist, dein kindliches Vertrauen jemals auf irgend eine Weise zu mißbrauchen, und daß wir deine Offenherzigkeit nie mit Bitterkeit oder Vorwürfen, sondern immer mit Güte und Liebe und mit unserm besten väterlichen und mütterlichen Rathe erwiedern werden.

4. Fahre fort, wie du angefangen hast, Frugalität, Gradheit, Einfachheit und Schlichtheit in Lebensart und Sitten immer mehr und mehr lieb zu gewinnen, und zu einem hervorstechenden Zuge in deinem jungen Gemüthscharakter zu machen; die armseligen freudenleeren Zerstreuungen der grossen Welt hingegen in ihrer ganzen Dürftigkeit kennen zu lernen und zu verachten, und dagegen die stillen, simpeln und wahrhaftig wohlthätigen häuslichen Vergnügungen, in dem

Schoße

Schoße einer durch Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung beglückten Familie, über alles zu schäzen.

5. Fahre fort, wie du Gottlob! gleichfalls angefangen hast, dir eine regelmäßige Berufsgeschäftigkeit zu einem dringenden Bedürfnisse für Leib und Seele zu machen, und den Müßiggang, sammt jeder unnüzen, zwecklosen und bloß tändelnden Geschäftigkeit, wie die Pest, zu fliehen.

Eine müßige Seele ist jedem Bösen offen; Geschäfte hingegen und nüzliche regelmäßige Thätigkeit versperren dem Laster, ohne daß wir es merken, den Eingang zu unserm Herzen, und schmücken es dagegen auf eine unaustilgbare Weise mit jeder schönen und seligen Tugend aus.

6. Sey im höchsten Grade schamhaft, wie gegen Andere, so auch gegen dich selbst. Dein jungfräulicher Leib müße für dich selbst, wie für Andere, ein Heiligthum seyn, bedeckt und geschüzt vor entweihenden Blicken und vor entehrenden Berührungen.

Ach vielleicht nur wenige Mägdchen kennen und ehren diese recht eigentlich weibliche Tugend in

ihrem

ihrem ganzen Umfange. Aber daher kömmt es dann auch, daß so wenigen Mädchen und Weibern Ehrbarkeit und Keuschheit heilig sind; daß ihre sogenannte Tugend in der Hand eines jeden wollüstigen Verführers steht, und — wenige Weiber von ihren Gatten, sobald der Rausch der ersten ehelichen Vertraulichkeit vorüber ist, noch geachtet und geliebt zu werden pflegen.

7. Vermeide jede Vertraulichkeit und besonders das höchstgefährliche Alleinseyn mit jungen Personen des andern Geschlechts, wäre es auch nur um deine jungfräuliche Ehre, die dir von nun an über alles gelten muß, auch vor dem Schatten eines Verdachts zu sichern.

Das Bewußtseyn, nichts Böses gethan zu haben, würde dich zwar vor deinem eigenen Gewissen, aber nicht vor der Beurtheilung der Menschen sichern. Der Menschenkenner schließt: ein Frauenzimmer, welches unvorsichtig genug war, Verdacht zu erwecken, verdient Verdacht, wenigstens in gewissem Maaße; und tausend Erfahrungen berechtigen ihn, so zu schließen.

8. Schätze dich selbst zu hoch, um den abgeschmackten Schmeicheleyen und Liebeleyen junger Gecken je dein Ohr zu leihen. Ein

Blick

Blick voll Ernst und Würde, ein Blick, wie Unschuld und Tugend, so lange sie dein Herz bewohnen, ihn schon von selbst dich lehren werden; schrecke den faselnden, Herz- und Hirnlosen jungen Laffen, der den Romanhelden oder den theatralischen Liebhaber gegen dich spielen will, in sein erbärmliches Nichts zurück, und benehme ihm für immer den Muth, sich dir jemals wieder anders, als mit derjenigen Ehrerbietung zu nahen, die ein wirklich tugendhaftes Frauenzimmer zu fordern gegen Jedermann berechtiget ist.

9. Aber noch weit mehr und noch viel sorgfältiger, als vor diesen, sey vor solchen jungen Männern auf der Hut, die unter der Maske der Empfindsamkeit, des sittlichen Gefühls und der hohen Sentiments, dem Herzen und der Tugend eines edlen jungen Frauenzimmers bey weitem die gefährlichsten Schlingen legen.

Ich will dir hernach eine schöne Epistel eines Vaters an seine Tochter: **die Klippe des Gefühls** genannt, zu lesen geben. Laß dich dadurch über diese gefährlichste Art von Verführern belehren, um sie einst gleich beym ersten Versuche, den sie machen werden, dir von der Seite deines

sittlichen Gefühls Fallstricke zu legen, augenblicklich für das zu erkennen, was sie sind, für moralische Taschenspieler und empfindsame Buben, die dir den Verstand durch Vorspiegelungen hoher tugendhafter Empfindungen umnebeln wollen, um dir dann Herz, Unschuld, Ehre, Ruhe und Glück zu rauben.

10. Vermeide alles, was dein Herz und deine Einbildungskraft verderben kann — das Anhören zweydeutiger Scherze und schändlicher Reden, den Anblick unschamhafter und unkeuscher Vorstellungen in Gemählden und Statuen, und vor allem das Lesen solcher Bücher, die theils von Liebeleyen handeln, theils unehrbare und schmutzige Zoten enthalten, theils das Laster absichtlich in ein reizendes poetisches Gewand von durchsichtigen Flor hüllen, ihm dadurch seine natürliche Häßlichkeit benehmen, und den Anblick desselben eben dadurch um so viel verführerischer und vergiftender machen. Und willst du sicher seyn, mein Kind! deine Unschuld und Tugend von solchen Werkzeugen der Hölle nie verwundet zu sehen: o so befolge meinen dir schon oft wiederholten väterlichen Rath, und nimm nie ein Buch oder Blatt zum Lesen in die Hand, was du nicht erst

vorher

vorher meiner Beurtheilung unterworfen hast, um zu erfahren, ob es dir nützlich oder schädlich seyn werde.

Dies ist einer von den Punkten, die ich, so lange ich bey dir bin, schlechterdings allein besorgen und keinem andern, wer er übrigens auch seyn mag, übertragen darf, weil ich immer mehr und mehr überzeugt worden bin, daß nur wenige, sehr wenige Menschen, selbst in der Klasse der aufgeklärtesten und besten, auf Erden leben, die den dazugehörigen moralischen Takt und zugleich die dazu erforderliche Kenntniß der jungen menschlichen Seele besitzen, um in jedem Falle durch ein eben so schnelles als richtiges Gefühl bestimmen zu können, was einer solchen Seele nüzlich oder schädlich, heilsam oder verderblich sey. Du kennst mich, meine Tochter; weißt, wie entfernt ich von allem bin, was Selbstdünkel und Praleрey genannt zu werden verdient. Du wirst es also lediglich meiner Ueberzengung und keiner albernen Eitelkeit beymessen, wenn ich mir in diesem Stücke ein wenig mehr, als vielen andern Menschen zuzutrauen wage; und du wirst daher meinen Rath, dich in Dingen dieser Art ganz allein an mich und an mein eigenes Urtheil zu halten, nicht überflüßig oder verwerflich finden.

11. Endlich, meine liebe Tochter, vermeide auch, wo nicht allen Umgang — denn dies steht nicht immer bey uns — doch wenigstens alle Vertraulichkeit mit solchen Personen deines eigenen Geschlechts, von denen du auch nur das geringste Unehrbare und Unkeusche hörst oder siehst; und wisse, daß das Gift des Beyspiels sich unmerklich, und daher um soviel gefährlicher in das System unserer Vorstellungen und Empfindungen schleicht, und früh oder spät, aber unausbleiblich gewiß, irgend eine Zerrüttung daselbst anrichtet.

Lernst du also z. B. eine Person kennen, die mit entblößter Brust, mit gesuchtem Putzwerk und in leichtfertiger Tracht sich den Blicken der Angaffer Preis giebt: so laß zwar den Grad ihrer sittlichen Verdorbenheit dahin gestellt seyn, aber zu deiner vertrauten Gesellschafterinn, zu deiner Freundinn wähle sie nicht! Bemerkst du an einer andern, daß ein wildes wollüstiges Feuer aus ihren Blicken strahlt, daß sie die Zudringlichkeiten verliebter Gecken nicht ungern sieht, die süßlichen oder zweydeutigen Reden und Scherze derselben nicht ungern hört, sondern ihnen Beyfall lächelt: so laß zwar ihre Schuld oder Unschuld dahin gestellt seyn — denn du bist zu keines Menschen

Rich=

Richterinn berufen — aber zu deiner vertrauten Gesellschafterinn, zu deiner Freundinn wähle sie nicht! Hörst du oder siehst du endlich von einer dritten wirkliche Unanständigkeiten, wirklichen Mangel an Schamhaftigkeit und guter Zucht, und wirkliche Verlezungen der weiblichen Ehrbarkeit: o so fliehe ihre Atmosphäre, mein Kind, so geschwind du kannst; denn sie hauchet Gift, und das bloße Anschließen an eine solche Person, das bloße freywillige Zusammenseyn mit ihr, an einem und eben demselben Orte, würde, wenn gleich nicht für deine eigene Sittlichkeit, doch wenigstens für die zarte Blume deines jungfräulichen guten Namens verderblich werden können. Denn das Urtheil der Menschen über uns richtet sich nach unserm Umgange, und das Sprichwort hat Recht: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Epistel an Phöbe auf ihren 15ten Geburtstag

(von ihrem Vater.)

Heut fünfzehn Jahre, theures Kind! —
Wie bald vollendet! Wie geschwind
eil ich von meines Mittags Höhe
ins öde Schattenthal hinab!
O! meine Phöbe, gerne flöhe
ich aus dem Lärm ins stille Grab,
wenn ich nicht — küß die süße Zähre
mir weg — Gemahl und Vater wäre;
wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
wog unser Loos auf seiner Wage
und maß den Faden meiner Tage
am Zepter seiner Weisheit ab.
Vergib mir, Kind, die feige Klage;
ein Dankfest soll dein Tag mir seyn.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen;
mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
weih ich mir dich zur Freundinn ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,
des Titels Werth, den ich dir gebe?

Hinfort

Hinfort nicht mehr dein Vater, nein!
Dein Freund bin ich, der dich begleitet
durchs Land der Täuschung, und dein Herz
zum Leiden sachte vorbereitet;
denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
sind, gleich den Schalen einer Wage,
hier nie getrennt, und dieser neigt
das Herz in seine rechte Lage,
wenn es zu hoch im Glücke steigt.
Ein Leben voller Wonnetage
taugt nur für Engel: hüte dich
dir eins zu träumen. Hüllet sich
dein Aug in Wolken; o! so weine
sie auf mein Herz, verbirg mir keine:
der Schmerz ist ja nicht neu für mich.
Und wenn — nie denk' ich's ohne Beben —
in dir der neue Trieb erwacht,
der Mädchen auf ihr ganzes Leben
beseeligt oder elend macht:
dann, meine Phöbe, dann erwähle
mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht streng, nur sorgsam will ich seyn,
dein Herz vor Stürmen zu bewahren,
und ihm die namenlose Pein
des Streits mit Hang und Pflicht zu sparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
vom ekeln Weihrauch süßer Laffen;

am Glanz des reichen Taugenichts
wird sich dein Blick auch nie vergaffen:
doch schrecklich sind die Zauberwaffen
des feinen Modebösewichts,
der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
der Liebe spricht, nur von Genie,
von Freundschaft und von Sympathie;
und, Vampiren *) gleich, am sichern Herzen
des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
so wie vom Wurm die Rose stirbt.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bey:
ich will es, Phöbe, dir erzählen.
O laß damit mich meines Ziels,
dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: **Die Klippe des Gefühls.**

Ein schlauer Bösewicht, geschickt
sich zu verstellen, um zu rühren,
beschloß, ein junges Mädchen zu verführen,
das er, ich weiß nicht wo, erblickt.
Sophie war's, die er zum Opferlamm
erseh'n; ein Kind aus edlem Stamm,
das jede schöne Tugend schmückte,

und

---

*) Eine Art sehr grosser Fledermäuse im mittäglichen Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen und Thiere zu setzen pflegen, um ihnen das Blut auszusaugen.

und dessen stille Frömmigkeit
schon oft die Engel selbst entzückte.
Er kroch in ein Husarenkleid.
Die Uniform sprengt alle Thüren,
und dienet oft zum Talismann, *)
ein eitles Püppchen zu verführen.
Er meldet sich bey Fiekchen an,
und sagt ihr unter tausend Schwüren,
sie sey das niedlichste Gesicht,
das ihm von Quebek **) bis nach Posen ***)
auf seinen Zügen aufgestossen.
Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
doch wird der Donner nächsten Tagen
den krüpplichten Major erschlagen;
dann sollst du Frau Majorinn seyn.
Was meyn'st du? Rede, kleiner Nickel! —
Das arme Fiekchen war betäubt
und bebte, wie der Perpendikel
der Wanduhr. Höhnischlachend reibt
ihr Sphinx (dies war des Helden Name)
den Schnurbart auf die zarte Hand.
Itzt löst sich ihrer Zunge Band:
sie schreyt, und eine alte Dame
kam hustend ins Gemach gerannt;

*) Ein angebliches Zaubermittel.

**) Eine Stadt in Amerika.

***) Eine Stadt in Polen.

die Muhme wars. Der Herzensstürmer
ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
und Fiekchen bat den raschen Thürmer,
würd' er sich nur von ferne nah'n,
den Doggen *) auf ihn los zu hetzen.
Nun fieng erst Sphinx zu fluchen an!
Er riß den Dolman straks in Fetzen,
und wollte nun als reicher Geck
des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
Er nennt sich Graf von Schwarzenegg,
und kömmt in einer Staatskarosse,
mit einem königlichen Trosse,
in einem Kleide starr von Gold,
schön, wie der Liebling der Cythere, **)
umwölkt von einer Balsamsphäre
unkenntlich vor das Schloß gerollt.
Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
in Fiekchens Putzgemach getragen.
Er überreichet ihr sein Bild,
geziert mit seinem Wappenschild,
in einem Ramen von Brillanten;
fleht kniend um des Fräuleins Gunst,
und spielt mit meisterhafter Kunst,
den feinen schmachtenden Amanten;

sechs=

*) Ein grosser englischer Hund.

**) Cythere oder Venus: so hieß bey den alten Heiden die Göttinn der Liebe.

sechshunderttausend Thaler sind
ihr Wahlschatz, angenehmes Kind!
wenn sie zum Bräutigam mich wählen.
Er sprachs: ein Kästchen mit Juwelen
gibt seinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
entzückt durch ihre Staarenbrille
den ausgekramten Reichthum an;
doch Fiekchen blickt in ernster Stille
nur auf den üppigen Galan,
in dessen Aug ein Feuer lodert,
das Wollust strömt und Wollust fodert.
Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick:
Mein Herr! ein allzugroßes Glück
ist Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich und ich erwähle
den Mittelstand, in dessen Schooß
ich so viel unvermischte Freuden,
so vielen Trost in kleinen Leiden,
kurz, mich und die Natur genoß.
Sie schweigt; die alte Tante brummet,
der stolze Bräutigam verstummet,
ruft seinem bunten Phaeton, *)
und flieget wie ein Pfeil davon. — —

Triumpf!

*) Ein offener Wagen mit einem Sonnenschirme.

Triumpf! Nun weiß ich dich zu packen,
ruft er und lacht so fürchterlich,
daß Berg und Thal davor erschracken;
in wenig Tagen fang' ich dich;
wo nicht, so mögen alle Welten
mich einen dummen Teufel schelten.
Des nahen Sturmes unbewußt,
gieng Fiekchen bey dem ersten Strale
Aurorens *) aus dem Sommersaale
ins Wäldchen, und mit Engelslust
sah sie den Quell vom Felsen fallen,
und sang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein junger feiner Mann
mit einem Buch aus dem Gebüsche;
sein Antliz kündigt ein Gemische
von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne,
und wischet eine stille Thräne
vom Auge. Fiekchen nickt ihm zu,
und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, liesest du?
„Das Marterthum der Klementine
„im Grandison," **) erwiedert er,
und seufzt. Das gute Mädchen blicket
ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer;

es

---

*) Aurora oder die Morgenröthe.
**) Ein englischer Roman.

es hebt sich schneller und erstickt
nur halb des Seufzers Antwort. — „Heil!
Heil dir! versetzt er, schöne Seele!
doch lebe wohl! Gram ist mein Theil;
und Frevel ists, wenn ich dich quäle.“ —
Sie hält ihn auf: o Freund! erzähle
dein Schicksal mir. Nach langem Zwang
setzt er sich neben ihr ins Grüne: —
Auch mir war eine Klementine
beschert, rief er; doch ach! nicht lang:
sie starb —! Ein Strom von Zähren drang
aus Fiekchens Augen; ja sie fühlte
für Damon, was sie nie empfand,
ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beym Abschied küßt' er ihr die Hand;
und nun begegneten sich beyde
an jedem Tag mit neuer Freude
im kühlen Hain; dann sprachen sie
entzückt vom Drang und Sympathie
und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr schied, betrübte
sie sich und wußte nicht warum:
doch Damon blieb nicht lange stumm;
sein Mund gestand, daß er sie liebte,
und sie gab ihm den ersten Kuß
zum Pfand der Gegengunst zurücke.
Doch bald verfinstert ein Verdruß
des guten Damons Wonneblicke:

Ich

Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß —,
so fieng er endlich an zu klagen,
dir holdes Fiekchen, dir entsagen.
Nie läßt dein Vormund es geschehn;
daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
um ewig uns getrennt zu sehn! —
Wer kann den Jammer nachempfinden,
der Fiekchens treue Brust zerriß? —
Wie heben wir das Hinderniß?
sprach sie zu ihm mit banger Stimme. —
Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht
vor deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein! Verflucht
sey dieser Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr wohl — vergiß mich — laß mich ziehen —
sey glücklich! — Kann ich's ohne dich?
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott wills. Mit dir, mit dir allein,
du trauter Bruder meiner Seele,
kann ich auch in der fernsten Höhle
bey bittern Wurzeln selig seyn. „ —
Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet;
sein Odem stockt; sein Herz pocht laut;
wie beym Altar der Bether kniet,
liegt er vor ihr: Ah! süße Braut;
für mich Geschaffne! kann ich's glauben?
lallt er: komm, laß uns gleich entfliehen,
eh Menschen unser Glück uns rauben.

Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
in meiner Hofnung. Fiekchen hatte
den lezten Kampf der Pflicht gekämpft;
ein Seufzer des Geliebten dämpft
den heil'gen Aufruhr. Ah! mein Gatte,
hie bin ich! ruft sie, flüchte mich,
Gib meinem Geist die Ruhe wieder! —
Sie weint.

Der Himmel röthet sich:
es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schutzgeist schnell hernieder:
Betrogne, was beschließest du?
rief er dem blassen Mädchen zu;
erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
im Nu verschwindet der Galan,
und Fiekchen sieht mit Graus und Beben
ein schwarzes Kind des Erebus, *)
den Faunen **) gleich an Haupt und Fuß
vor ihrem starren Auge schweben,
und knirschend einen Blick ihr geben,
in dem der Hölle Feuerschlund
ganz, wie am Richttag, offen stund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
im Flug den bunten Nacken bricht,

stürzt

*) Der Hölle.
**) Ein Faun oder Waldteufel.

stürzt Fiekchen vor das Ungeheuer
entgeistert auf ihr Angesicht:
und als sie sich im Gras gefunden,
war Faun und Genius *) verschwunden. —

Ein leiser Schauer fasse dich
o Phöbe! was ich dir erzählte
ist kein Traum; oft begab er sich,
der Fall, nur daß der Schutzgeist fehlte.
O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen seine Güte
bey deinem Eintritt ins Gebiete
der Sterblichkeit dir ausersehn;
für deine Mutter, die im Stillen,
doch Engeln sichtbar, ihm nur lebt,
und ihrem Haus, und sich bestrebt
zuerst die Lehren zu erfüllen,
die sie dir gibt. Die schöne Pflicht
der Arbeit, Kind, versäume nicht.
Auch diese gab uns Gott zum Schutze
der Unschuld. Aber blos zum Schein
die Hände regen, blos zum Putze
sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!
Bedacht und nützlich muß sie seyn,

*) Der Schutzgeist.

kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchst du dir lauter Freuden hier?
Ach! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
ein gutes Buch und du und wir —
was brauchst du mehr die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du liesest, den Roman:
so gut, als Fiekchens Dämon, kann
ein Buch dich ins Verderben stürzen,
das bald uns eine Tugend leiht,
die noch kein Menschenkind erreichet,
bald für das Laster uns erweichet
das in der Unschuld Feierkleid
sich langsam in die Seele schleichet;
bald unsrer Weisheit alle Kraft
abwitzelt, und die Leidenschaft
zur Fürstinn der Vernunft erkläret,
und bald die kranke Phantasey
des Schicksals blinder Tyranney
durch Gift und Dolch entfliehen lehret. —
Glaub immer an die Sympathie
verwandter Seelen; ohne sie
fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o mögtest du doch nie
durch dieß Gefühl getäuschet werden!
Nicht auf den Lippen, in der Brust
wohnt es, ist ewig wie die Jugend

des Seraphs, rein wie seine Lust.
Ja, meine Phöbe, ja die Tugend
hat ihren Magnetismus *) auch,
der, wie des Zephirs warmer Hauch
zwo Blumen sanft zusammen wehet,
zwey Herzen, die der Gottheit Ruf
zu Bild und Gegenbild erschuf,
sich schwesterlich entgegen drehet.
Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
aus der nur Schaam und Eckel stammet.
Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut
und läutert, wie die stille Glut
das Golderz, die, so sie entflammet,
würzt ihre Freuden, stählt den Muth
wenn sie die Last des Daseyns quälet;
sie gab auch mir das höchste Gut
der Erde, das Monarchen fehlet,
ein Chor von Freuden, am Altar
der Ewigkeit mit mir vermählet,
die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,
die Jakob einst im Traum gesehen,
auf Gottes Leiter vor mir stehen,
und oben Er, mit milderm Glanz
der Vaterwürde. Theure Phöbe!

Ich

*) anziehende Kraft.

Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
das frohne, mystische Gewebe
der Fesseln wahrer Simpathie;
allein auch dir ist nicht durch sie
der Menschheit höchstes Glück beschieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerey,
und suche kein Geschöpf hienieden,
das frey von allen Mängeln sey.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
zu dem es jenen Hang empfindet,
dem noch kein edles Herz entflohn;
so folge nicht dem ersten Triebe;
belausch ihn; hat er einen Thron,
und spottet der Religion,
Kind, so verachte seine Liebe,
und wähle seinen frommen Knecht:
Zeuch froh mit ihm in seine Zelle,
und leb im Dunkeln an der Quelle
der Seeligkeiten schlecht und recht.
Und ruft euch einst der Vorsicht Willen
ins Vaterland der Tugend ab,
so leg ein Enkel eure Hüllen
in mein und meiner Gattinn Grab.

Abendgedanke.

Wann die Stille der Nacht deine Geschöpfe
deckt,
Wann vom heitern Himmel ruhig der Mond
herab
Auf die schlafende Schöpfung
Seine silberne Strahlen geußt;

Wann nun rund um mich her alles erstorben scheint,
Und kein leeres Geräusch meine Betrachtung
stöhrt,
In der öden Natur nun
Auch der leiseste Laut verstummet;

O, dann schwingt sich mein Geist, Schöpfer!
zu dir empor,
Dankt dir, daß du mich schufst, dankt dir für
jeden Blick,
Heitrer Freude, die Vater
Deine Güte mir werden hieß!

Wann in stillem Gebeth dann den geheimsten Wunsch
Meine Seele dir klagt, sieh mich gnädig an!
Hör, o Gott! auf mein Flehen,
Auf das Ach, das um Hülfe ruft!
Leite,

Leite, Vater! dein Kind, leite durchs Leben hin
Meinen wankenden Schritt, daß nicht unreine Lust
Deinen Tempel entweihe,
Dieses Herz, das nur dir gehört!

An
eine empfindsame
Romanenleserinn.

Härme dich doch so vergeblich nicht,
armes Mädchen, trockne dir die Zähre
von dem lieben Angesicht!
Was dein zartes Herzchen bricht,
ist ja nur Schimäre,
ist ja nur Gedicht!

Einen Mann, der wie dein Held
Grandison, aus seiner Sphäre
hoch hinauf zu Engeln hingestellt,
immer sich in seine Tugend hüllt,
findest du — ich wette Kopf und Kragen!
nirgends in der ganzen Welt;
Und dein Siegward, dessen Trauerbild

düster im Geleit der Klagen,
immer dir vor Augen schwebt,
hatauf dieser Erde nie gelebt.

Aber dennoch kannst du nicht genug
weinen über Leiden,
die er nimmermehr ertrug,
und dich gar nicht satt am Kummer weiden,
der am Ende dich verzehrt! —
Sey klug,
und versäume nicht, was schön und wahr,
uns mit tausend Freuden zu erfüllen,
unbegreiflich, herrlich, wunderbar
hier geschaffen ist, um einer Fabel willen,
die vielleicht ein guter Mann
sich und seinem lieben Weibe
zur Erbauung einst ersann,
und alsdann zum Zeitvertreibe
blöder Müßiggänger drucken ließ.

Aber denke dir die Welt auch nicht verkehrt,
wie sie dich ein andres Büchlein, zuckersüß,
von der falschen Seite kennen lehrt:
Freylich ist sie schön und voller Seegen
überall; allein deswegen
lange noch nicht so ein irrdisch Paradies,
wo Menschen immer nur sich lieben
immer nur spazieren gehn,

und

und von überspannter Großmuth angetrieben,
lauter edle Thaten üben,
deren wir hier wenig sehn.
Hier verschenken wir nicht so die Wechsel,
wie der Dichter sie verspelt,
dem, wie von der Futterbank der Hechsel,
haufenweise gleich das liebe Geld
nach Belieben aus der Feder fällt,
unterdeß die Taschen leicht und dünne
jedes Lüftchen hebt,
und in seinem Beutel eine Spinne
sorglich ihr Gewebe webt.
Aus Ostindien, das flugs mit Tonnen
Goldes bey der Hand
scheue Armuth aus Romanen bannt,
kam zu deiner Väter Zeit
wohl ein goldnes Bächlein hergeronnen,
und ertränkte deutsche Redlichkeit;
Aber lieber fleißig Flachs gesponnen,
als noch jetzt auf Indien gehofft;
denn das Bächlein fließt nicht mehr so oft!
Auch gewinnst du sicher nie,
(oder Wahrheit müßte trügen)
gleich Quaternen in der Lotterie,
wenn sie nicht ein Ungefähr dir zieht:
Kannst nicht stets an Silberbächen liegen,
wo dich Blätterschlag und Nachtigallenlied
sanft in süßen Schlummer wiegen:

Kannst nicht immer, ohne was zu thun,
froh auf Rosenblättern ruhn.
Wer hier Freuden schmecken will, muß unverdrossen
thätig seyn, und ohn' Empfindeley,
dicht an jedes angeschlossen,
der Bestimmung, die ihm ward, getreu,
ehrbar leben, und das Bischen Leiden,
das uns öfters hinterdrein,
unsre Mängel schaffen, nicht so scheuen.

Wähl dann nun zwischen beyden:
der Romanenwelt, die dich betrügt,
und der wahren, die doch mit ihren Freuden
jenen Traum bey weitem überwiegt:
Wähl weise; freue dich, und spare
diese Thränen, bis einst viele Jahre
froh verflossen sind: und wann —
wovor lieber dich dein Gott bewahre! —
einst der edle gute Mann,
der mit dir durch dieses Leben walte,
seinem Ende nah, die matte, kalte
Hand, von Todesbläße schon bedeckt,
schwer und halberstarrt der deinen
noch zum letztenmal entgegenstreckt —
dann — dann kannst du weinen!

Lorenz

Lorenz und Leonore,

eine

lehrreiche Geschichte für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.

Zu B., einer kleinen Stadt unweit G., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, der von seinem Gewerbe, welches eine Wirthschaft war, und mit seiner lieben Anna glücklich, wie kein König, lebte. Ueberall, im Städtchen und in der Nachbarschaft, war sein Name bekannt; und wer von den durchreisenden Marktleuten nicht bey Lorenzen einkehrte, der glaubte, kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen in der ganzen Gegend war keiner so fleißig und so freundlich wie er, und dabey so ehrlich.

Wegen der ersten Eigenschaft pflegte er sich durch ein alt Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nemlich: **Daß des Herrn Aug die Pferde fett mache, und Fleiß nie Hunger leide. Das Freundlichseyn aber, sagte er, koste nichts: und ehrlich währt am längsten.**

So sah man ihn also immer am früheſten auf im Hauſe, im kurzen Futterjacke, und oft bey warmem Wetter im kahlen Kopfe. Entweder ſah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten, und half ſelbſt mitgraben, wobey man ihn dann oft mit der Lerche in die Wette ſein fröhlich Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten ſingen hörte.

Dann aber riefen ihn ſchon zuweilen drey Stimmen zugleich hervor zu den ankommenden Fremden, die er alsdann in ſeinem Futterjacke und kahlen Kopfe mit nicht weniger Anſtand empfieng, als ob er in einem Frack mit Treſſen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen da ſtünde.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bey einem Wirthe zu fodern oder zu fragen hat, wußt' er zu geben, oder zu beantworten, ſondern man konnte ſich ſehr darauf verlaſſen, wann er in Anſehung einer etwas zweifelhaften Reiſeroute befragt ward, daß er immer die beſte rieth, und die beſte Art, mit den Leuten jedes Orts durchzukommen; denn er ſelbſt war in ſeiner Jugend viel auf Märkte gereiſet, wohin ſein Vater, ein Tuchmacher, ihn mit groben Tüchern geſchickt hatte.

Und

Und wenn's nun kam, daß Leute über Nacht bey ihm blieben, oder Nachbarn, an einem müssigen Abend, wo kein Verkehr war, bey ihm einsprachen: so wußt' er sie mit Erzählung seiner Heimath und des letzten Krieges, und den verschiedenen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nützen sind, so zu unterhalten, daß keiner unbefriedigt oder unlustig, und die meisten mit dem festen Vorsatz zu Hause giengen, Vater Lorenzen bald wieder zu besuchen.

Seine liebe Anna, eine etwas stille, aber reinliche Hauswirthinn, kam dann auch zuweilen mit ihrem Spinnrade oder Strickstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ihres Mannes, wobey alles umher oft aus vollem Halse lachte: aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wann er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wann er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst alles, was eine ordentliche Wirthinn thun muß; legte selbst Hand an, und litt nicht, daß eine ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem Hause durch Nachläßigkeit etwas zu Trümmern gieng. Und kein Abend gieng vorbey, daß beyde nicht, noch ehe sie ihr

Tage=

Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irdischen Seegens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beyden rechtschaffnen Eheleute sich in allem die Hand, und hatten nur einen Willen, bis auf den einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter: denn hierinn gieng Mutter Anna mit Vater Lorenzen nicht einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bey seinem Gewerbe verliehenen Seegen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmal eben derselben Lebensart widmete, bey der er sein Brod und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anna sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen möchte, die sie dazu geschickt machten, und hatte alsdann sein Aug auf einen geschickten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen Vater liebte, und sich auch so in Fleiß und Anweisung zum Fortkommen von ihm führen ließ.

„Sieh, sprach er dann zur Mutter Anna, sieh, das wäre doch so hübsch, wenn wir beyden Alten einmal müde von der Arbeit und Hitze des

Tages

Tages uns in irgend einem schattigten Ecke hinsetzen könnten, und zusehen, wie's die jungen Leutchen trieben, und allenfalls dann einmal, wenn was schief gehen wollte, sagen könnten: seht, Kinder, so müßt ihr's machen; so geht's besser: und sie wären dann auch so vergnügt bey ihrem Fleiße und Arbeit, als wir beyde unter Gottes Seegen waren!„

Das sagte er oft; aber Mutter Anna schwieg meistens stille dazu, oder sagte: Das Mädchen ist so zärtlich, sie würd' es nicht aushalten; sie kann ja auch auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun, antwortete er dagegen: Arbeit macht stark, du sollst das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpfstricken, Filet macht; sollst sie zwischenher, statt sie die Pamela lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eyerkuchen backen lernte, als ihre Mutter.

Aber es sey nun, daß Mutter Anna das ganze Arkanum kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen; oder

daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthinn war: genug, Leonore, so hieß die Tochter, blieb bey ihrem Filet und bey ihrem Lesen, und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Amtsschreiber gelegt; ein junger Mann, der das Leere seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit mit lauter Empfindungen auszufüllen suchte.

Ueberall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beyspiel sowohl, als auch seine Lehren zweckten darauf ab, die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu faselnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt statt der bewohnten Welt wünschten, und Elegien über das Elend und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Gutherzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für seinen Rechtsspruch danken wollte, zurück gewiesen ward, weil er rechtmäßig erworbene Güter genug hatte.

Dieser

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damals herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig das fröhliche heitere Temperament des guten Vaters Lorenzen mit dem Seinigen sympathisierte, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Leonore bald eine eifrige Proselytinn zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken, und ohne daß sie im Stande war abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Uebertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sah sie von nun an die ganze Welt als ein Todtengrab oder als einen Aufenthalt von Lorenzo's an, davor man zurück beben, sich in seine einsame Zelle einschließen, oder mit weichen einstimmigen edlen Seelen darüber klagen müßte.

Sie that dieses auch oft in Briefen an diesen Herrn Romanshof, (dies war der Name des empfindsamen Mannes;) und nichts war komischer oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beyden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen; nichts dazu beytrugen, die

wahren

wahren Uebel, worunter die Menschheit seufzt, zu verringern, und sich dagegen lauter schimärische Uebel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter schimärische Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzweckte.

So war zum Beyspiel dieß eine Probe davon, daß Leonore alles Tödten des Federviehes, der Schafe und Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erfoderte, nie ohne Schaudern, als ein Opfer unsers Luxus und unserer Unmenschlichkeit ansehen konnte, auch keine Spinne oder Fliege um alles in der Welt willen getödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ; und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschickt hätte, ihr zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreiberey ernstlich zu schelten anfieng. Herr Romanshof ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemals, die Parthey der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Em-

pfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür hätte.

Aber Vater Lorenz antwortete: „Er gäbe nicht einen Deut um diese feinen Empfindungen, die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machten: und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehrte, wäre ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen ließe, und unterdeß lange Briefe voll Tugendlehren schriebe.„

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Uebel bey seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen im Stande war, und ward unmenschlich, grade aus überspannter und falsch verstandner Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge, wo möglich Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das Dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner letzten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philipsen, (so hieß der Mann, den er lieb hatte,

weil

weil er fleißig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte,) die Hand gäbe: antwortete sie ihm in den tragischsten Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

„Daß sie lieber hinwelken wollte, als ein Blümchen in der Mittagssonne, lieber in der dürrsten Sandwüste in einer Hütte, als bey so einem Manne leben wollte, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von feinen Empfindungen umzugehen wüßte.„

Und als der Vater sie darauf fragte: Wo ihr dann in der dürren Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brod schaffen würden? antwortete sie weinend: Daß es ja noch wohl irgendwo menschliche Seelen geben würde, sich einer armen unschuldig Verlassenen anzunehmen, wann ihr Vater hart genug seyn könnte, sie zu verstossen.

Sie hatte dieses lezte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglücke dazu kam, und die Unterredung dadurch aufhob, daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte; dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiter reisen wollten.

Sein

Sein Beruf ward ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer; dahingegen Leonore es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an den Romanshof schrieb, der dann nicht unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er beseufzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu seyn, da sie doch mit einem Herzen gebohren wäre, welches mit nichts sympathisiren könnte, als was schön und edel wäre; mit einem Herzen, welches von den reinsten Engelgefühlen beseelt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehnte, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Eckel verursachen müßte.

Lorenz hatte indeß, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Romanshof die Besuche bey seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn obgleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn R. träumen ließ: so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften gefühlvollen Manne

in irgend einem Winkel der Erden ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten, zu einer noch unvollendeten Skizze.

Zum Glück oder Unglücke löschte das Schicksal selbst diese Punkte, so bald sie entstanden waren, wieder weg; denn Herr R. ward in seiner Heimath zu einem Dienste berufen; und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden, an Leonoren zu hangen: so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Tochter des Hauses, worinn er als Praktikant gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzuhängen.

Er folgte also seinem Berufe, und nahm nur in einigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstriche — unterbrochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den zweyten Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um

mit

mit den Grillenfängereyen dieser Leute zu sympathisiren, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde der Umgang des Briefträgers (Weichmann war sein Name) mit Leonoren vertrauter und enger; beyde fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbedienung erhielt, deren Einkünfte aber freylich nicht hinreichten, ohne Mitarbeiten der Frau, sie beyde zu ernähren: so bewarb er sich um ihre Hand, und erhielt sie. Ob mit oder wider Willen des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen ward, starb dieser brave Mann an einem Schlagflusse, da er noch eben, von seinen guten Nachbarn umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche; und jeder vorbeyreisende Fremde zeigte nach seinem Grabhügel mit den Worten: Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philipsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anna nicht mehr

Lust

Lust dazu hatte; heirathete eines dortigen Brauers Tochter, ein flinkes, lustiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Mann in die Wette arbeitete, und samt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anna ihnen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Ideale von der ätherischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobey sie weder die Pflichten noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maaß einer schimärischen Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen; und mit diesen unseeligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher zwar der reichste an wahrer Glückseeligkeit, aber auch an Sorgen und mannigfaltigen Mühseeligkeiten unter allen der schwerste ist.

Nachdem Mutter Anna ihre Wirthschaft dem jungen Philipsen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog

sie

sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen oder schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft. Diese gerieth dann auch natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung, daß man sogleich beym ersten Anblicke wissen konnte, daß die Vorsteherinn derselben keine Wirthinn wäre: Alles lag unter und übereinander im Schmutz und Staub; und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachläßigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel, und aller übrigen Bedürfnisse; ein Geschäft, welches ihr auch viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da brauche ich nun wohl nicht erst zu sagen, wie oft sie dabey hintergangen oder übervortheilt wurde: weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Dienstboten durch die Nachläßigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bey dieser Vernachläßigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte, desto öfters mit ihr zugleich den Vergnügungen und Veredelungen des Geistes durch Lektüre obliegen möchte. Alle andere Sorgen, sagte sie, beträfen doch nur körperliche Dinge, und alles, was dadurch erspart würde, wäre nicht eines Augenblicks werth, den man sich dadurch von den edlern Beschäftigungen des Geistes entzöge.

Sie erlangte also von ihrem lieben Weichmann, daß er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Posten verwalten, sondern zu denjenigen Geschäften, welche zu Hause geschehen könnten, einen Bedienten halten mögte. Weichmann that dieß auch wirklich, theils aus Liebe für seine Leonore, theils aus Liebe für körperliche Bequemlichkeit und Ruhe; denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußte er dann aber auch, da er sich nicht den ganzen lieben Tag ununterbrochen mit Lesen oder Küßen beschäftigen konnte, dann und wann diese oder jene Gesellschaft zu sich bitten, um eine Flasche Wein oder eine Boutoille Punsch mit ihr auszuleeren; wobey dann Leonore irgend ein schönes Gedicht aus dem neuesten Mu-

senallmanach, oder die interessantesten Stellen aus dem neuesten Romane vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbrochen ein halbes Jahr durch, und fast fieng Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch wohl so böse nicht wäre, als sie sonst gedacht hatte, wenn nicht der unangenehmste Vorfall sie auf einmal wieder in Youngs nächtliche Szenen zurück gerufen hätte. Der Bursche nemlich, den Weichmann zum Schreiber genommen hatte, war ein Schurke, und machte sich mit einer für Weichmanns Vermögen wohl beträchtlichen Summe aus dem Staube.

Hier giengen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksale wieder von vorne an, und sie würden noch ärger geworden seyn, wenn nicht Mutter Anna noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersetzung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter entbunden; und nun war die grosse Frage: nach welcher von den unzählbaren Romanen- und Komödien-Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden sollte? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singespiel Ariadne auf Naxos aufführen gesehen. Dieser Umstand entschied; und das Kind mußte, was auch Mutter

Anna dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Maria Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs das Kind selbst stillen; denn sie war gesund und hatte Nahrung genug, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List die Brust entziehen zu müßen, gieng ihr durch Mark und Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu seyn, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar übertreffen würde; und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Landkloßen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wollte, die den kleinen Geschöpfen mit der Nahrung so viel grobe Sinnlichkeit einflößten.

Ein feines Mensch also von Gliedmassen und Gestalt ward Ariadnens Amme, und von Seele — o die war so ausgebildet, so verfeinert, daß von der lieben reinen Natur auch nicht ein Körnchen übrig geblieben war. Ja sie konnte sogar, statt der Handarbeit, davon sie nun freylich nichts zu verstehen vorgab, Leonoren dann und wann aus einem Buche vorlesen.

Glücklicher Zufall, der Leonoren abermals wieder ein wenig mit der Welt auszusöhnen anfieng, wenn nur nicht andre Nebenumstände sie von neuem dagegen aufgebracht hätten. Denn bald nach ihren Wochen ward Weichmann, einer ziemlichen Schuldfoderung halber, vor Gericht gefodert; und seine Gläubiger, gewöhnliche Menschen, die alle Jahre richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines andern hätte nachsehen sollen, sah sich gezwungen, ihm Arrest anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das, Leonorens Meynung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch vergebens geschrieben, da niemand einen Grundbruch mit einer Handvoll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Vermögen bestand nur noch in wenigen Handschriften, die beym Amte hinterlegt

waren,

waren, und nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts, als dieses, daß Leonore sich selbst überwinden und zu dem jungen Philipsen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer ward, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhnliche Menschen freylich nichts wüßten, sie immer davon abgehalten hätten.

Allein die Noth überwand auch dießmal alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bey dem braven Philipsen alle Einwendungen wegen ehemaliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viele Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andre Hälfte die Gläubiger durch seinen Kredit für dießmal zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Falle nicht möglich, zu der That auch noch Worte hinzuzufügen; ich meyne, daß er Leonoren hiebey für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vorwürfe gemacht hätte.

Bescheidenheit hielt seine Zunge gebunden, und wenn er vorher aus edlem Stolze sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmert, und sie nicht besucht hatte: so that er's jetzt nicht, aus dem edleren Bewegungsgrunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehen einer Erinnerung an das vorgestreckte Geld haben sollte.

Schade war's indeß immer; denn vielleicht wäre Leonore durch den Umgang mit diesem guten Manne, so widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch allmählig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmack an Fleiß und Wirthschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philippsens Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft wenn sie vor dem Feuerheerde stand, und einen Eyerkuchen oder sonst etwas machte, davon sie nicht gehen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche: oder setzte sich auf einen kleinen Stuhl, befriedigte das Verlangen des Kindes, legt' ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdeß ihre eigenen

nen Geschäfte hatten, und sie sich immer freuete, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Dienstmagd mehr im Hause ersparen konnte.

Nichtsdestoweniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte so gut als die Postmeisterinn des Städtchens den obersten Platz am Tisch einnehmen, weil sie freundlicher als diese, und immer heiter ihre Gäste mit etwas angenehmern, als mit stummen Grimassen, zu unterhalten wußte.

Bey Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth gestopft; aber derjenige irrt sich, der da glaubt, daß durch so einen Geldbeystand bey Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Weichmann war ein Beyspiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreyt, so dacht' er nicht mehr daran, daß die nämliche Noth wieder kommen müßte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm eintrüge. Nein, er mußte nach, wie vor, seine Flasche Wein jeden

Tag

Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfters ereignete, so trank er seinen Wein auch wohl mit einem Freunde außer dem Hause, und spielte dabey in Karten, oder ließ sich zu andern Spielen verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme- und Ausgaberechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Siegwart, ihrer Stella, nichts fand, wornach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß noch wie vor, unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes, und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibtische, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwann einmal zum Kusse herbringen, wann eine rührende Stelle in einem ihrer Autoren, oder der Strom eigner Empfindeley, sie an dieß kleine Geschöpf erinnerte. Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des Tages zu andern Geschäften übrig behielt; und man muß gestehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite

gesetzt

gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darinn herrschten, das wahre Elend, das sie dadurch unvermerkt vergrößerte, sie nur desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ihrer selbstgeschaffenen Leiden etwas anders thun könnte, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitfühlenden Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Romanshof, ihrem ehemaligen so völlig sympathisirenden Freund, der nicht nur jetzt das Echo ihrer Klagen war, sondern auch von den Seinen so viel drein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand erträglich gegen den Seinigen fand.

Er hatte nemlich in seiner theuren Mariana (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine französische Kokette geheirathet. Da diese erst Beamtens Frau war, fieng sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigene theure Person betraf; schlief bis Mittag;

putzte sich, steckte Hauben auf, machte Filet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelleute, erregte überall Neid oder Intriguen, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibsleute mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Romanshof fand unterdeß in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, weder für umgefallenes Vieh, noch verdorbnen Käse und Butter, und da er für baares Geld mit unnützen Gesinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Unterthanen zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indeß alle diese Unfälle ebenfalls der Vorsehung zur Last gelegt wurden, der es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner edler Denkart aus Steinen Brod zu schaffen?

Alle diese Klagen nun stießen in Briefen an Leonoren und von Leonoren zusammen, und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf. Beyden wurde dadurch vollends alle Kraft benommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehen. Beyde fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges

Labsal;

Labsal; — so sehr ist Schwärmerey gewohnt, nichts für etwas, und etwas für nichts, zu halten!

Mutter Anna vergieng endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden, bey denen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr Bischen zurückgelegtes Vermögen die geringste Aenderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung gieng beynahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das übrige ward zur Tilgung der dringendsten Schuldforderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie jetzt zu etwas greifen müßte, um sich für kommende Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause, wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschenschenliebe gegeben ward, blieb ungenützt, oder ward als hart verworfen; so sehr hatte die leidige Empfindsamkeit, sammt dem daraus entstandenen Unglücke jede Nerve ihres Geistes erschlaffet.

Endlich gieng die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr aufzögern lassen wollte. Nun kam das Aeußerste, was Leonoren gänzlich darnieder schlagen mußte. Sie sollte es sehen, daß

ihre Sachen den Gläubigern Preis gegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arm und einem Kleide und Bette versehen, aus dem Hause gewiesen wurde; dieß alles gieng jetzt wirklich in Erfüllung; und die ganze durch sich selbst elend gewordene Familie hätte unter freyem Himmel bleiben müßen, wofern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entsetzlichen trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Ariadne vergeblich auf Weichmanns Zuhausekunft und auf ein dürftiges Mittagsbrod, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhause zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid kredidirte.

Es war schon Dämmerung. Ariadne war von Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehen vermochte.

Alles

Alles um sie her war still, wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da, die rothgeweinten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

„O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dir es so sauer werden ließest, die du glücklich zu sehen so oft mit Thränen wünschtest — "

„Vergib, vergib, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkürliche Widerspenstigkeit, unwillkürlich dir verursachten Kummer mich ohne End verfolgen! — Sieh! hier lieg ich im Staube — sey noch einmal mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reuigen Kinde, deiner unglücklichen Leonore, was ich thun soll!" Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als hörte sie die Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab, hinab — ! von dem Felsen hinab! als auf einmal eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem

Zu=

Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Beamtens Frau zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen, und schon seit einiger Zeit Wittwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder empor geholfen hätte. Nach einiger Ueberwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hin zu begeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drey jungen Mädchen, davon eine jede ein verschiednes Stück Handarbeit vor sich hatte, worinn sie diese übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibs-Stunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bey der Hand, und führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Kabinet, und hieß sie neben sich sitzen.

Leonore fieng darauf an mit aller der Beredsamkeit, die ihr eigen war, ein schauderhaftes Gemähld von ihrer Noth zu machen. Sie rech-

nete ihre Unglücksfälle nacheinander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldforderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hienächst auf das Zeugniß der Stadt, die sie überall als eine Zuflucht der Unglücklichen kännte, und bat in den rührendsten Ausdrücken, sie, als eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts, doch nur diesmal aus dem verzweiflungsvollen Zustande zu retten, worinn sie sonst gewiß zu Grunde gehen müßte.

„Mit keinem Kreuzer! antwortete mit hartscheinender Kälte diese erfahrne Wohlthäterinn des Menschengeschlechts.“

„Sie irren sich, wenn sie glauben, daß ich das, was sie Wohlthun nennen, zum Vorschub der Unthätigkeit und zur Unterstützung solcher Menschen verwende, welche sich selbst durch eigene Schuld ins Verderben stürzen. Mein Bemühen geht dahin, die Zahl arbeitsamer Familien zu vermehren, jungen Leuten nach meinem Vermögen Anweisung und Aufmunterung zu geben, wie sie sich zu ihrem künftigen Berufe tüchtig

machen können, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bey vorkommenden wirklichen Unglücksfällen in ihrer eigenen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit eine sichere Hilfsquelle haben mögen, ohne zu der erniedrigenden Zuflucht greifen zu dürfen, ihren Mitbürgern zur Last zu fallen."

„Diejenigen hingegen, die durch einen ihre Einnahme übersteigenden Aufwand, durch Unordnung in der Haushaltung oder durch Unthätigkeit herunter kommen, rechne ich zu den kränkelnden Körpern, denen ein erfahrner Wundarzt aus Mitleid ein Glied ablösen muß, damit die übrigen gerettet werden."

Sie schwieg hier eine kleine Weile, um Leonoren Zeit zu geben, sich von ihrer Bestürzung zu erholen.

Diese war äußerst betroffen, eine so harte und beschämende Antwort von einer Frau zu erhalten, welche in dem größten Rufe der Wohlthätigkeit stand: und es währte lange, ehe sie die Worte fand, ihre Bestürzung auszudrücken. Endlich stammelte sie eine Art von Entschuldigung, und fügte hinzu: sie hoffe, es nicht verdient zu haben, zu derjenigen Klasse gerechnet zu werden, zu der sie jetzt von ihr wäre herabgewürdiget worden.

Allerdings, antwortete mit gesetzter Stimme die Frau, und derjenige, mein Kind, war nie ihr Freund, der sie nicht längst aus jenem unseeligen Traum aufweckte, darinn sie ihr halbes Leben unnütz verträumet haben. Sehen sie, Gott hat einem jeden seiner Geschöpfe einen bestimmten Beruf angewiesen, dem Manne, wie dem Weibe; und nur in dem Maaß, als wir diesen erfüllen oder nicht erfüllen, sind wir der Achtung oder des Tadels, des Mitleids oder der Verachtung unsrer Mitbürger werth.

Wer ihnen andere Begriffe von dem Adel der Seele und von der Würde des Menschen beygebracht hat, der hat sie betrogen. Sie besteht nicht in leeren Empfindungen, sondern im Handeln, nicht in müßiger Betrachtung, sondern im gemeinnützigen Thun.

Nun aber, wenn sie sich nach diesem Maasstabe prüfen, was haben sie als Hausfrau, als Gattinn, als Mutter gethan, um diesen ihren dreyfachen Beruf zu erfüllen?

Haben sie ihr Hauswesen so eingerichtet, daß es im Verhältnisse mit ihres Mannes Einkünften stand? haben sie es so in Ordnung gehalten, daß nicht ein Theil durch Nachläßigkeit oder

durch Mangel an Aufsicht über die Bedienten verwahrloset wurde, oder ganz verloren gieng?

Haben sie ihrem Manne in seinen Geschäften kein Hinderniß in den Weg gelegt? Sind sie ihm in seinen Verlegenheiten durch irgend eine gute That behilflich gewesen, und haben sie endlich für ihr Kind etwas anders gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Wahrheitsliebe das Eigenthum edler Seelen ist, so müßen sie gestehen, daß sie von allen dem gerade das Gegentheil gethan. Denn statt nach ihres Mannes Einkünften von 400 Thalern ihre Wirthschaft einzurichten, haben sie gelebt, als wenn er wenigstens 600 Rthlr. einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben sie unnütze Bücher gelesen, die sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt ihrem Manne durch ihrer Hände Arbeit zu Hilfe zu kommen, haben sie ihn durch ihren Müßiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch ihr empfindsames Gewinsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben sie ihr Kind einer Amme über-

lassen, wodurch die Kosten ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt würden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die sie in Ansehung ihrer Eltern zu erfüllen hatten, und insonderheit gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen seyn würde, wenn sie ihn nicht durch die unseeligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leonore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Ueberlegnng, mit einer den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bey dieser das Herz treffenden Stelle nicht länger halten. Unfähig zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bey diesem Anblick weich geworden seyn, und durch zu frühzeitige und zu lebhafte Aeußerungen des Mitleids vielleicht alles wieder verdorben haben: die wackere Wittib hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurück zu halten,

um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung nöthig hielt.

Nachdem sie also sie erst eine Weile dem Ausbruch ihres Schmerzens überlassen, sagte sie mit gesetztem Tone, indem sie sie bey der Hand nahm: mein Kind, es sollte mir leid seyn, ihnen blos wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte sie zu überzeugen, daß weder ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, am wenigsten die Vorsehung, diese redliche Freundinn thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, darein sie gerathen sind.

Sie sollten fühlen, daß sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unseelige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschlafft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stätem Gewinsel und mit unnützem Geschwätz ohne irgend eine gemeinnützige Geschäftigkeit hinbringt.

Sehen

Sehen sie, davon hab' ich sie überzeugen wollen, damit sie dann auch einsehen lernten, daß es lediglich in ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Labyrinthe, darein sie sich gestürzt, wieder heraus zu helfen, wenn sie nemlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen, und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand wieder zu erwerben suchen, den sie durch Unordnung und empfindsamen Müßiggang verlohren haben.

Oder können sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, ihnen jetzt gleich die erforderliche Summe vorzustrecken, wodurch sie für jetzt aus allen ihren Schulden kämen, daß ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, so bald die Ursache ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zu viel Erfahrung von dem Gegentheile, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art Härte allein der wahre Weg zum Wohlthun ist.

Jetzt frägt sich's, ob sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurück kehren zu wollen, um ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben sie den, so biethe ich ihnen hiemit meine Hand,

als

als eine wahre Freundinn, an; haben sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie gehört hatte, übergab sich ganz ihrer Leitung; bat sie mit vielen Thränen, ihr beyzustehen und ihr zu rathen, was sie dann jetzt in dieser äußersten Verlegenheit anfangen sollte?

„Alles, war die Antwort, bis auf das Allernothwendigste, verkaufen, um nur erst ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das übrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen Bücher enthalten, die ihren Kopf aus dem Gleise des wirklichen Lebens in eine alberne schimärische Welt versetzt haben.“

Leonore durfte nichts einwenden; sie sagte nur, welch eine Lebensart oder Wirksamkeit sie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beyfall haben würde?

Wenn

Wenn sie sich getrauen, antwortete jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die ihnen so gefährlich waren, abzuführen, sie zu einem thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu erziehen, und ihr Herz nur in so weit empfindlich zu machen, als es seyn muß, um an dem Glück und Unglücke unserer Nebenmenschen einen hilfreichen Antheil zu nehmen: dann — aber auch nur unter dieser Bedingung! — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann sie mir dieß nach reifer Prüfung ihrer selbst, versprechen zu dürfen glauben, kann ich ihnen selbst ein Kind, das ich unter meine Aufsicht genommen habe, anvertrauen, und durch Empfehlung ihnen vielleicht noch einige dazu verschaffen.

Leonore dankte ihr, und versprach, sich in allem ihrer Leitung zu überlassen, und ihrer Anweisung zu folgen.

Die Pflegerswittwe gab Leonoren Rath, wie sie es mit ihren Gläubigern am besten einzurichten hätte, und erboth sich auch, mit einigen selbst zu sprechen, vermuthlich um ihnen die Hälfte der Forderungen abzukaufen, damit sie sich wegen des Uebrigen desto billiger gegen sie beweisen möchten.

Sie gab Leonoren fürs erste etwas Leinwand mit, davon sie ihr Tücher nähen sollte, und schickte sie, wo nicht völlig getröstet, doch unweit ruhiger fort, als sie zu ihr gekommen war.

Weichmann, der gar keine Möglichkeit, ihnen auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht alles gefallen, und insonderheit dieses, daß Leonore künftig selbst mitarbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Pflegerinn versprochene Kind zur Erziehung, sondern noch zwey andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freylich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen: aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerinn, der allein schon eine Arzney gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Uebung in der Thätigkeit, hatten bald die glückliche Folge, daß Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Eckel auf ihr voriges empfindsames Wesen zurück sah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren bald die Begleiter einer solchen Aenderung ihrer Lebensart. Weichmann selbst kam jetzt früher nach Hause, und gieng munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beyderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfterer, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt hatte.

Gegen diese weise Urheberinn ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigene Tochter, die nun nicht mehr Ariadne, sondern nach ihrer guten Mutter Anna genannt wurde, und auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführt hatte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes zu führen, bey welcher sie nunmehro Brod, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrte weibliche Geschöpfe, die bey Zeiten in Leonorens Beyspiel eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, blos empfindelnden, unnützen Geschöpfen arbeitsame und gemeinnützige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, die für ihr Haus und für andre ein reicher Seegen sind!

Das

Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
und Hannchen saß, vom Hauche
des May's umlispelt, ganz allein
am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie von ihrem Fleiß
oft unter dem Geschlängel
der schönen Zweige, hell und weiß,
umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her;
sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
mag da so kläglich wimmern?
Es kömmt. Ein armer alter Mann
hängt da an seinen Krücken.
„Wer seyd ihr, frägt ihn Hannchen, kann
ich euch womit erquicken?“

„Dir sey's, hub die Erscheinung an,
wer du auch bist! geklaget:
Ich bin ein armer alter Mann,
den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir

mein

mein Bischen Brod erworben.
Ihn prügelte sein Offizier;
davon ist er gestorben.

Der gute Hanns! Gott weiß, er war
kein liederlicher Bube.
Dieß Unglück bringt mein graues Haar
gewiß bald in die Grube.
Sieh Kind! so häng' ich, krank und schwach
in diesen Lumpen, keiner
verschafft mir Brod und Dach und Fach;
kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hütt'chen mußt' ich, weil die Pacht
dazu mir fehlte, räumen;
halb nackend lieg' ich manche Nacht
seitdem frey unter Bäumen:
Und bitte, weil ich nichts als Noth
hinfort zu hoffen habe,
den lieben Gott um meinen Tod,
um Ruh im stillen Grabe."

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich
schwimmt hell in Hannchens Blicken.
„Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch
so gut ich kann, erquicken!"
Das willst du, sprach der Arme, ach!
du willst dich mein erbarmen? —

„Hier ist mein Arm! Ihr seyd zu schwach,
ich diene gern dem Armen.“

„Mein Vater nimmt sich eurer an,
wenn ich darum ihn bitte.“ —
Und so führt sie den armen Mann
an ihrem Arm zur Hütte,
und gab ihm Speis und Trank, so gut
es möglich war; — „und morgen“
spricht Hannchen, „habt ihr ausgeruht
so will ich weiter sorgen.“

„Nun gute Nacht!“ Sie geht zur Ruh
am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
so wohlgethan zu haben.
Kaum schaut nach einer süßen Nacht
der Tag vom Himmel nieder
auf Hannchens Fenster, so erwacht
das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilte sie, mit Brod
und Milch zu ihrem Alten;
Sie kömmt und findet ihn — schon todt,
die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
zu Gott zuletzt gebethet.
„Ach! weinte sie: so hat ihn doch
sein Elend schon getödtet.

„Doch

„Doch wohl ihm: er hat ausgequält!
Mit nassem Angesichte
geht sie zum Vater, und erzählt
ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
drückt ihre Hand in seiner.
„Wohl Kind! Nimm dich des Elends an,
denn keine Freud' ist reiner.“

„O das Gefühl ist gar zu süß,
wann wohlgethan wir haben!“
So sprach der brave Mann, und ließ
die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling jeder blickt,
voll Freude nach der Wohnung,
wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
ihr Kränze zur Belohnung.

Bey'm nächsten Rosenfeste drängt
man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus, und hängt
nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen wär,
so ließ man doch nicht loosen;
Schnell lacht in Hannchens blondem Haar
der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuck der Sittsamkeit
die auf der Stirn ihr thronte,
mit Ruh' und mit Zufriedenheit
ihr schönstes Herz belohnte,
stand sie so da. Ein jeder meynt,
er seh' im Lilienkleide
die Unschuld selbst; doch Hannchen weint,
vor Schaam und banger Freude.

Und alles ruft mit Jubelschrey:
Kein Mädchen sey bewährter
in jeder Tugend; keines sey
der Unschuldkrone werther!
Und alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
beym frohsten Rundgesange;
bey jedem Wort des Lobes steigt
die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
so würdig auch die Lieder
des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur,
von wem? bekränzt ihr Rädchen;
sprach man von ihr, so hieß sie nur
das gute Rosenmädchen!

Auguste:
eine wahre Geschichte,
jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt.

Augusta war sechs Jahre alt, als ihr Vater starb. Er war geheimer Legazionsrath gewesen, hatte eine eigene Equipasche gehalten, gab vierteljährlich ein grosses Fest, war alle zwey Jahre ins Bad gereiset, und hinterließ von einem Vermögen, das in dreyßigtausend Gulden bestanden hatte, noch achttausend und einen artigen Garten in der Vorstadt.

Augusta war sein einziges Kind, und ihre Mutter war eine der rechtschaffensten Damen, die man in Residenzen je gesehen hatte. Sie betrauerte einsam den Tod ihres Gemahls, verkaufte die Equipasche, schränkte sich so sehr ein, als möglich war, und beschloß, ganz allein für die Erziehung ihrer Tochter zu leben.

Augusta war von ihrer Mutter selbst gesäugt worden — sie hatte nie eine eigensinnige oder heimtückische Wärterinn gehabt — sie hatte nie anders

anders als nach guten und zärtlichen Grundsätzen handeln sehen, und sie war selbst beständig nach eben solchen Grundsätzen behandelt worden — sie hatte nie erfahren, daß man anders denken könne, als man spräche — und, was nicht ganz unwichtig ist, es war ihr unbekannt, daß es Schimpfwörter in der Welt gäbe.

Auf einen so unverdorbenen Boden pflanzte Augustens Mutter ihre Lehren, und es war kein Wunder, daß diese Lehren Wurzel faßten, und mit der Zeit unerschütterlich wurden.

Der Hauptinhalt von den Lehren der Mutter war:

> **Die Tugend eines Mädchens bestehe nicht in äußerlicher Ziererey, sondern in ihrer innerlichen Unschuld, und die Reize eines Mädchens nicht in ihrer Schönheit, sondern in ihrer Sittsamkeit und Bescheidenheit.**

Sie wiederholte ihr, ein prachtvoller Anzug gefalle weniger, als ein modischer, und ein modischer weniger, als ein reinlicher und geschmackvoller: aber mehr, als jeder Anzug gefalle ein

unbestäubtes Wohnzimmer, und eine blinkende Küche.

Auguste bekam einen kleinen Verweis, wenn sie aus Unvorsichtigkeit ein Glas, oder ein Stück Porzellän zerbrach; aber sie mußte zwey oder mehr Tage ganz allein in einem Winkel des Vorzimmers speisen, wann sie einen pöbelhaften Ausdruck von sich hören ließ. Ihre Mutter verstand darunter jeden Ausdruck, der nicht sittlich war, er mochte übrigens von dem Pöbel *) geborgt seyn, der zu Fuße geht, oder von dem, der mit eigener Equipasche fährt.

Auguste wurde bestraft, wann sie einer Magd verächtlich begegnete: aber sie wurde eben so hart gestraft, wann sie sich zu einer Magd setzte, um mit ihr von unnützen Dingen zu plaudern.

Auguste wurde sieben Jahre alt, und eines Sonntags im Winter stand ein kleines Mädchen barfuß vor ihrer Thüre, und bat um eine Gabe.

„Aber,

*) Merkt euch, liebe Leserinnen, daß das Wort Pöbel nicht Leute vom niedrigen Stande, sondern Leute von niedriger Denkungsart, und von schlechten Sitten bedeutet. Es kann daher in allen Ständen, vom Bauer bis zum Könige, Pöbel geben.

„Aber, mein Gott, friert dich dann nicht?“ sagte Auguste, und rang die kleinen Hände.

„Ey ja wohl friert mich,“ sagte das Mädchen, und klapperte mit den Zähnen.

„Da!“ sagte Auguste, zog die neuen Pantoffelschuh aus, und gab sie dem armen Mädchen.

Das Mädchen fiel fast vor ihr auf die Knie, nahm endlich die Schuhe in die Hand, und lief mit Dank davon.

Auguste lief mit Freuden und in Strümpfen zu ihrer Mutter, und bat sich die Alltagspantoffelschuh aus, die lange nicht mehr so schön und so gut waren.

Ihre Mutter gab selten einem Bettler, aber desto öfter gab sie Hausarmen, von deren Noth sie hörte. Alle solche Wohlthaten flossen durch Augustens Hände. Die Mutter wollte haben, daß Auguste mit dem menschlichen Elende bekannt würde, und daß sie sich gewöhnte ein Vergnügen an heitern Gesichtern zu finden, die sie selbst heiter gemacht hätte.

Auguste hatte eine Sparbüchse, aus der sie nach Gefallen nehmen konnte. Sie gab den ar-

men Eltern, was sie ihnen im Namen ihrer Mutter zu bringen hatte, und sie steckte den Kindern der armen Eltern etwas aus ihrer Sparbüchse zu. Diese war fast immer leer, obschon die Mutter ihr zuweilen noch ein sonderheitliches Geschenk machte.

Einst nahete der Geburtstag der Mutter, und Augustens Sparbüchse war erschöpft. Sie trat an ihre Kommode, zog das Fach auf, worinn nach der Reihe ihre schönen Sachen lagen, nahm eines nach dem andern heraus, legte sie wehemüthig wieder hinein, und schloß zu.

Einige Augenblicke darauf kam sie wieder, musterte ihre Schätze noch einmal, nahm das schlechteste, legte es hin, nahm das schönere, und ergrif nach langer Wahl endlich das allerschönste. Sie nahm eine Puppe, und lief hinaus zur Magd.

„Da, Röschen!“ sagte sie; „geschwind lauf und verkaufe sie. — Ich will die Mama zu ihrem Geburtstage anbinden. — Aber lauf ja geschwind. — Ich weiß schon, was die Mama gern hätte.“

Die Magd nahm die Puppe, gieng fort, und trug sie zur Mutter: diese kaufte sie, und schickte Augusten ein Goldstück.

Auguste

Auguste nahm es, bat um Erlaubniß, eine Freundinn zu besuchen, und ließ sich von dieser die Kostbarkeiten einkaufen, die sie für ihre Mutter bestimmt hatte.

Als der Tag da war, überreichte sie ihre Geschenkchen, und bat ihre Mutter, daß sie damit vorlieb nehmen möchte.

„Ey, du hast ja wohl recht viel Geld gehabt?“ sagte die Mutter.

„Ja,“ stotterte das Mädchen, „ich habe — ich — ich habe Geld gehabt.“

„Du mußt gewaltig gespart haben,“ fieng die Mutter wieder an. „Ich freue mich recht über deine Geschenke.“

„Ist das so, liebe Mama?“ sagte Auguste freudig.

„Aber du giebst mir doch alles gerne?“

„Ach, liebe Mama,“ sagte das Mädchen, fiel ihr um den Hals und sagte: „Ich hatte kein Geld mehr; aber ich verkaufte meine prächtige Puppe.“

Die

Die Mutter küßte sie, und feyerte ihren Geburtstag in größtem Vergnügen. Sie warde durch diesen und noch mehrere dergleichen Züge ermuntert, alle mögliche Sorgfalt auf die Bildung einer so hofnungsvollen jungen Seele zu wenden.

Wer hätte einem solchen Kinde, bey einer solchen Erziehung nicht das glücklichste Leben prophezeyhet? Aber — merkt euch diese Wahrheit, ihr jungen Leserinnen! — zu einem glücklichen Fortkommen in dieser Welt ist es nicht genug, gut und unschuldig zu seyn; man muß auch allen Schein des Bösen zu vermeiden suchen: sonst kann man bey dem reinsten Herzen, und bey dem rechtschaffensten Wandel doch äußerst unglücklich werden.

Das werdet ihr aus der Folge dieser Geschichte lernen können.

Auguste wurde in allen weiblichen Künsten unterrichtet, und in ihrem vierzehenten Jahre fieng sie schon an, unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Wirthschaft vorzustehn.

Sie nahm daneben zu an körperlicher Schönheit; so daß sie in jeder Betrachtung ein

sehr

sehr angenehmes und vortreffliches Frauenzimmer wurde.

Bis hieher hatte Auguste nur wenig männliche Bekanntschaften gemacht, und selbst diese bestanden blos in entferntern oder näheren Anverwandten. Sie machte nur einen kleinen Zirkel von Freundinnen glücklich, in welchem Friede, Vertraulichkeit und Freude herrschten. Sie hätte für jede dieser Freundinnen ihr Leben hingegeben, und sie wurde von allen gleichfalls auf das zärtlichste geliebt.

Es war kein Wunder, daß die gute Legazionsräthinn nach und nach ein wenig eitel auf ihre Tochter wurde. Die Lobeserhebungen, die man ihr wegen Augustens Erziehung machte — das glänzende Glück, das jedermann Augusten für die Zukunft versprach — die Wünsche, die man allenthalben that, daß ihre Mutter, sie aus ihrer Einsamkeit in die grosse Welt führen möchte, übertäubten endlich die wackere Frau.

Sie beschloß, ihre Einsamkeit dem Glücke ihrer Tochter aufzuopfern; erschien zum zweytenmal in der grossen Welt, und führte Augusten in dieselbe ein. O hätte sie doch vorausgesehen,

was

was für traurige Folgen dieser unweise Schritt nach sich ziehen würde!

Kaum hatte Auguste sich gezeigt, als aller Augen auf sie gerichtet waren. Alles ertönte von Lobsprüchen ihrer Schönheit, ihres Verstandes und ihres Herzens.

Die ehrliche Mutter wünschte sich Glück, daß sie dem Rath ihrer Bekannten gefolgt hatte; und Auguste freute sich, daß ihr Anblick rund umher Leben und Vergnügen zu verbreiten schien.

Sie besaß ein gewisses natürliches Gefühl vom Schicklichen, welches ihr bey jeder Gelegenheit zeigte, wie sie sich zu verhalten hätte. Sie erschien kaum zum drittenmale in diesen grossen Zirkeln, als selbst die verständigsten Mütter sie insgeheim ihren Töchtern als ein Muster eines artigen ungezwungenen Betragens vorstellten.

Auguste wurde in kurzer Zeit als eines der vollkommensten Frauenzimmer bekannt, die man jemals gesehen hätte. Selbst einige Hoffräuleins deklarierten, das Legazionsraths-Mädchen wüßte sich recht gut in die feine Welt zu finden.

Man

Man fieng an, sich häufig um Augustens Hand zu bewerben. Zwey bis drey junge Männer von Verdiensten, welche in jeder Betrachtung Augustens würdig zu seyn schienen, erhoben vorzüglich ihre Augen auf sie. Allein theils konnte Auguste sich nicht überwinden, einer Freyheit zu entsagen, deren sie mit so vielem Ansehen genoß, theils schmeichelte sich vielleicht die Mutter, daß ihrer Tochter ein glänzenderes Loos bevorstünde, als die Hand eines Bürgerlichen.

Auguste wurde ein und zwanzig Jahre alt, und war im Besitze der allgemeinen Verehrung und eines unbescholtenen Rufs, als einer ihrer Verwandten sich verheyrathete, und einen Ball gab. Auguste und ihre Mutter waren dabey, und machten ein halbes Duzend neue Bekanntschaften.

Den dritten Tag darauf ließ sich der junge Graf von S* melden. Er hatte auf dem Balle mit Augusten getanzt, hatte eine Schleife aufgehoben, die Augusten entfallen war, und brachte diese Schleife zurück.

Der Graf war ein liebenswürdiger junger Kavalier. Sein Betragen empfahl ihn bey Mutter und Tochter. Man bath ihn komplimentweise,

weise, seine Besuche zu wiederholen, und er wiederholte sie oft.

Einige Zeit darauf bat er um die Erlaubniß, seinen Vetter, den Baron von M* aufzuführen. Man gab ihm die Erlaubniß mit Vergnügen; und der Baron von M* führte kurz darauf den Kammerjunker von F*, und dieser wieder den jungen Kanonikus von L* auf.

Auf diese Art versammelte sich unvermerkt binnen einem Jahre um Augusten ein Hofstaat, der aus den ersten Jünglingen der Residenz bestand. Um Zutritt im Hause zu haben, brauchte man endlich weiter nichts, als von jemanden eingeführt zu werden, der schon Zutritt hatte: und bald hernach gab es festgesetzte Tage und Stunden, an welchen im Hause der Legazionsräthinn eine Art von öffentlicher Assamblee war. Man sprach, man sang, man las vor, man unterhielt sich mit unschuldigen Spielen, an denen jedermann Theil nehmen konnte.

Das Betragen von Mutter und Tochter hielt jeden jungen Herrn in Ehrfurcht: und lange nachher haben noch einige derselben eingestanden, daß sie diesem Hause vieles von ihrer Bildung zu danken hätten.

Auguste führte unterdeß das ganze Hauswesen, und sie führte es mit der pünktlichsten Ordnung, die immer noch Zeit zu gesellschaftlichen Vergnügungen oder zum einsamen Leben übrig läßt.

Ihr Betragen im Kreise so vieler Jünglinge war das allervorsichtigste. Sie nahm nie ein Geschenk, was man immer Geschenk nennen konnte; sie führte nie Korrespondenz; sie redete nie stille oder heimlich, sondern alles laut und öffentlich: es geschah nie, daß sie mit müßigen Händen unter ihren Verehrern saß, oder daß ihre Mutter sich von ihr entfernte.

Sie war klug genug, dem Bedienten zu rufen, und ihm eine Beschäftigung im Zimmer zu geben, wann sie ja zufälliger Weise mit einem ihrer Freunde allein war.

Alle diese Freunde wurden auf dem nemlichen Fuß behandelt. Wäre Augustens Haus ein Kloster gewesen, und hätte sie mit ihren Freunden blos durch das Gitter des Sprachsaals gesprochen: ihr Betragen hätte nicht schuldloser, und ihr Wandel nicht unbefleckter seyn können.

Demungeachtet erhob sich nach und nach die Lästerung gegen Augusten.

„Wenn

„Wenn das Mädchen, sagte die eine ihrer Beurtheilerinnen, öffentlich so frey mit jungen Mannspersonen umgeht, was muß nicht erst in Geheim vorgehen!“

„Es ist unmöglich, daß die brave Mutter alles weiß!“ sagte eine andere.

„Dem guten unerfahrnen Mädchen muß man es zu guten halten; aber die Mutter verdient keine Verzeihung;“ sagte eine dritte.

„Man muß alles mit dem Mantel der Liebe bedecken;“ sagte eine vierte, und schickte sogleich fort, um die Neuigkeit von Augustens schlechter Aufführung einem Paar guter Freundinnen melden zu lassen.

Anfangs nannte man es blos möglich, daß im Hause der Legazionsräthinn Geheimnisse vorgiengen: in kurzer Zeit wurde es **wahrscheinlich**, und endlich war es gewiß. Die Verläumdung schlich erst leise an den Toiletten von Ohr zu Ohr, und sprach dann laut auf den Wachtparaden, in den Bedientenstuben und in den Visitensälen. Und niemand hörte die Geschichten, die man auf Augustens Rechnung erzählte, mit innigerm Vergnügen, niemand glaubte sie herzli-

cher,

cher, niemand breitete sie mit größerm Eifer aus, als wer in Augustens Lage am wenigsten Auguste gewesen wäre.

Ein junger Mensch aus einem mächtigen Hause, der vor kurzem Dienste unter der Garde genommen hatte, hörte von der zweydeutigen Auguste. Er war gewohnt, die eine Hälfte seiner müßigen Stunden dem Pharaotische, und die andere dem Umgange mit gewissen Frauenzimmern zu schenken, die man nur im höchsten Nothfalle bey ihrem rechten schändlichen Namen nennt. Er sah Augusten im Schauspielhause, fand sie über alle Vorstellung bezaubernd, und ließ sich ihr und ihrer Mutter vorstellen.

Eines Tages überfiel er Augusten zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde. Sie war allein, er wurde nach einigen Minuten unverschämt, und wollte sie küßen. Sie schrie, und stieß ihn zurück. Er stand nicht im völligen Gleichgewichte, taumelte an die Ecke eines Schrankes, und bekam ein blaues Auge. Der Bediente trat diesen Augenblick herein, und Auguste entwischte in ein Nebenzimmer.

Des Tages darauf zog er auf die Wache, und seine Kameraden fragten: Ob er auf dem

Auge

Auge gegangen wäre? Er erzählte jedem, der ihn fragte, unverholen seine Geschichte, und des Abends wußte die ganze Residenz, daß ein Lieutenant sich bey Augusten ein blaues Auge geholt hätte.

Die ganze Noblesse lachte; aber nicht auf Unkosten des schuldigen Offiziers, (ohngeachtet dieser auch in einem sehr schlechten Lichte dabey erschien) sondern auf Unkosten der unschuldigen Auguste.

„Wenn man nicht selbst Gelegenheit giebt, so untersteht sich niemand so etwas," sagte die eine, und machte eine bedeutende Miene dazu.

„Ich will nicht richten," sagte die andere, und rauschte mit dem Fächer, „aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

„Gerechter Himmel! es geht doch hier zu, wie in Sodom und Gomorra," sagte die dritte, und nahm eine Prise Taback, um sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Von dieser Zeit an bekamen Augustens Freundinnen von ihren Müttern Befehl, sich von Augustens Umgange zurück zu ziehen. Keines dieser

ser Mädchen konnte in ihrem Herzen unschuldiger seyn, als Auguste: dem ohngeachtet wurde Auguste nun für eine Person erklärt, mit der sie Ehrenhalber keinen Umgang haben dürften.

Die Legazionsräthinn und ihre Tochter ahndeten nach und nach die Ursache dieser Entfernung: aber die Mutter beruhigte sich damit, daß in ihrem Hause nichts Böses vorgieng, und die Tochter war sich bewußt, daß sie auf ihre Unschuld trotzen konnte. Aber beyde hätten denken sollen, daß in den Augen der Welt das noch nicht hinreichend sey.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach der Begebenheit mit dem blauen Auge hatte der Held dieser Eroberung einen ganzen Abend am Spieltische gesessen.

„Nun, Lieutenant, wie ist's gegangen?" fragte einer von den Zuschauern, als man vom Spielen aufstand.

„Je nun, ich muß zufrieden seyn;" antwortete jener, und strich sein Geld ein: „ich bin so mit einem blauen Auge davon gekommen."

„Ha=

„Hahaha! das passiert dem Lieutenant immer;“ fieng ein ungeheuer dicker Rittmeister an, und lachte, daß die Fenster zitterten.

„Es freut mich, Herr Rittmeister,“ sagte der Lieutenant, „daß ich Ihnen Gelegenheit zu einer Mozion verschaffe. — Aber was zum Henker konnt' ich dann dazu, daß Auguste nicht vor dem verdammten Bedienten sicher war.“

„Pfui, Herr Kamerad!“ fieng ein Dragoneroffizier an, der neben dem Rittmeister saß, und der im Hause der Legazionsräthinn bekannt war.

„Mein Herr, warum pfuien Sie dann, wenn man fragen darf?“ sagte der von der Garde.

„Weil das schlecht gesprochen war, Herr Kamerad.“

„Herr Kamerad hin, Herr Kamerad her! Ich bin unter der Garde, mein Herr, und ich möchte vor allen Dingen wissen, was ein Dragoner schlecht gesprochen nennt?“

„Herr, ein Dragoner hält jeden für nichtswürdig, der ein rechtschaffenes Mädchen beschimpft.“

„Mein

„Mein Engelchen, ich will Sie Ihre Mama und Ihre Fräuleins Schwestern nicht kennen lehren; aber seyn Sie so gut, und lehren Sie mich dafür nicht dieß rechtschaffene Mädchen kennen.“

„Herr, mäßigen Sie sich, oder wir sprechen uns.“

„Gilt, mein Herr Ritter, das wollen wir, das wollen wir!“

„Kinderchen, ihr müßt euch, hol' mich der — die Hälse brechen, wenn ihr brave Kerls seyn wollt,“ sagte der dicke Rittmeister, stürzte ein Glas Burgunder hinein, und erboth sich zum Sekundanten.

Des Tags darauf erhielt der Gardeoffizier eine Ausforderung. Man stellte sich, man schlug sich auf Pistolen; der Lieutenant von der Garde kam unversehrt nach Hause, und der Dragoner war durch den rechten Arm geschossen.

Niemand wurde dabey härter gestraft, als die schuldlose, an nichts Arges denkende Auguste, die nun zum Mährchen und zum Spotte der ganzen Residenz wurde. Selbst die besten Leute zuckten die Achseln über ein Mädchen, um das sich zween Offiziere geschlagen hätten.

Die jungen Kavaliere entfernten sich nach und nach aus dem Hause der Legazionsräthinn. Einige thaten dieß, weil sie für ihren eigenen guten Namen besorgt waren, andere, weil sie nicht Schuld daran seyn wollten, daß Augustens guter Name noch mehr angefochten würde.

Die gute Mutter betrauerte ihre Unvorsichtigkeit. Auguste jammerte über den Verlust ihrer Freunde, und Freundinnen; tröstete sich indeß mit ihrer Unschuld, zerstreuete sich durch Arbeit und durch Bücher, und hoffte auf die Zukunft. Allein diese Zukunft ließ lange auf sich warten.

Außer ihrem Hause wurden Mutter und Tochter mit Kälte und wohl gar mit Verachtung aufgenommen. Sie waren genöthiget, alle alte Verbindungen abzubrechen, der großen Welt völlig zu entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit zu leben.

So wurde Auguste fünf und zwanzig Jahre alt, und sie war noch im Hause ihrer Mutter: sie wurde dreyßig Jahr alt, und ihr Schicksal hatte sich noch nicht geändert. Während dieser Zeit nagte der geheime Kummer an der Gesundheit der Mutter, und noch mehr an den Reizen der Tochter.

End=

Endlich nach langen Unterhandlungen, zu denen sich die gute Legazionsräthinn mit der Zeit hatte herab lassen müßen, meldete sich ein junger Mann von Verdiensten, der in einer benachbarten Stadt ein hübsches Amt erhalten hatte, und in der Residenz ganz unbekannt war. Auguste gab ihm ihre Hand, und ihre Mutter, die blos die Versorgung ihrer Tochter abgewartet zu haben schien, starb vier Wochen nach der Hochzeit.

Nicht lange darauf reisete der junge ganz zufriedene Gemahl in die Residenz, und kam auf ein Kaffeehaus, um mit einem Freunde zu sprechen, den er da zu treffen hoffte. Er setzte sich ganz stille nicht weit von einem Tische, an welchem man Punsch trank, und hörte, was gesprochen wurde.

„Wißt ihr was Neues?" fieng einer aus der Punschgesellschaft an; „Die lockere Auguste soll geheurathet haben."

„Die Legazionsrathstochter?" sagte der andere. „O das ist ja schon was Altes. — Je nun, es wird sich zeigen, ob aus einem liederlichen Mädchen noch ein gutes Weib werden kann."

„Das ist wahr," sagte ein dritter, „die Auguste hat ihre jungen Jahre redlich genossen."

„Sie soll leben!" sagte der vierte, und stieß mit dem Glase an. „Wer hat sie dann genommen?"

„Ich habe den Namen gewußt," sagte der zweyte wieder. „Es muß ein guter Kerl seyn. Er soll auch leben!"

Der ehrliche Mann, dessen Gesundheit getrunken wurde, schlich sich ganz leise fort, und hatte seit diesem Augenblicke keine zufriedene Stunde mehr.

Er kehrte zurück: Auguste kam ihm freudig entgegen, und erstarrte, als er den Arm ausstreckte, um sie von sich entfernt zu halten. Sie fragte zärtlich, was ihm fehlte? und bekam keine Antwort. Sie zog sich traurig zurück, und glaubte, daß er etwa eine Verdrüßlichkeit gehabt hätte. Allein sein Betragen änderte sich nicht. Er verrichtete täglich seine Geschäfte, gieng dann aus dem Hause, und kam sehr spät heim. Er hätte Augusten weniger gemartert, wenn er ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hätte.

Sie

Sie konnte endlich dieses schmähliche Stillschweigen nicht länger dulden. Sie erwartete ihn eines Abends, fiel ihm zu Füßen, umfaßte weinend seine Knie, und beschwor ihn, daß er ihr sagen möchte, was sie begangen hätte.

„Lassen Sie mich, Madame!“ sagte er kalt. „Hätte man zu einer gewissen Zeit Ihren ehemaligen Wandel gewußt: so wären Sie heute nicht in diesem Hause.“

Sie ließ seine Knie los, sank zu Boden, wurde ohne Empfindung zu Bette geschafft, und lag zween Tage darauf in einem hitzigen Fieber, das sie dem Tode mehr nahe brachte. Sie wurde mit Mühe wieder hergestellt; aber der Friede ihres Lebens war dahin.

Sie jammerte in unaussprechlichen Leiden, und verfiel endlich in eine Auszehrung. Ihr Gemahl sorgte für ihre Erhaltung; allein er entzog sich auf das hartnäckigste ihrem Anblick und ihren Rechtfertigungen. Sie hatte keine Freundinn, an deren Busen sie ihren Jammer ausschütten könnte: sie war über alle Beschreibung elend.

Eines Tages, als Jahrmarkt in der Stadt war, ließ sich eine Schuhmacherinn bey ihr

melden, deren Name ihr ganz unbekannt war. Sie ließ das Weib herein führen, und setzte sich im Bette auf.

„Madam, sagte das Weib, wissen Sie noch, daß Sie einmal als Kind einem armen Bettelmädchen Ihre neuen Pantoffelschuh von den Füßen schenkten? Ich wollte die Schuh einem Schuhmacher verkaufen, und das Geld meiner armen kranken Mutter bringen.“

„Der Mann hieß mich eine Spitzbübinn, erkundigte sich in Ihrem Hause, und hörte, daß ich ehrlich war. Er gab mir Geld, und gieng mir heimlich nach. Meine Mutter starb in dem Augenblicke, da er herein trat. Ich schrie und jammerte: er nahm mich in sein Haus.“

„Die guten Leute hatten nur eine einzige Tochter: sie erzogen mich mit ihr, wie ihr eigen Kind.“

„Die Tochter wuchs auf, und wurde ein bildschönes Mädchen. Wer sie sah, verliebte sich in sie, und man hieß sie nur die schöne Schuhmacherstochter. Sie hatte lauter vornehme Liebhaber, sie ließ sich von ihnen in die Komödie führen, sie sprach mit ihnen an der Hausthür, sie

gieng

gieng Abends mit ihnen auf der Strasse spazieren.“

„Es währte nicht lange, so sagten die Leute: sie lebte ein bischen locker. Das war nun freylich nicht wahr; aber, liebe Madam, man muß unter den Leuten leben, also muß man sich auch bekümmern, was sie von einem reden.“

„Wie giengs am Ende? Die vornehmen Liebhaber blieben weg, und die schöne Schuhmacherstochter war so im Geschrey, daß sie am Ende froh war, daß sie einen jungen Meister kriegte, der aus der Fremde kam.“

„Allein hinterher erfuhr der Mann bald das, bald jenes; und da gabs freylich keine gute Ehe. Das arme Weib härmte sich zu todt, und vor einem Jahr hatte ich Hochzeit mit ihrem Witwer. Ich habe beständig im Stillen vor mich hingelebt, und mein Mann trägt mich auf den Händen.“

„Und heute, Madam, bin ich hier zum Jahrmarkte, und da hat mir mein Mann ein paar Schuhe mitgegeben, und läßt bitten, Sie möchten vorlieb nehmen, und möchten sie nur manchmal ansehen, wenn sie auch zum Anziehen zu schlecht wären.“

„Wir

„Wir denken alle Tage an Sie, und wünschen Ihnen tausend Seegen. Denn ohne Sie, Madam, hätten wir einander gewiß nicht kennen gelernt.“

Auguste konnte nun nicht länger aushalten. Sie streckte die Hand aus dem Bette, war nicht im Stande zu sprechen, dankte dem ehrlichen Weibe durch einen Händedruck, ließ sie von sich, und weinte bitterlich.

Die treuherzige Erzählung der guten Frau ließ Stacheln in Augustens Herzen zurück, die ihren Lebenskräften den letzten Rest gaben.

Zwey Jahre nach ihrer Verheyrathung machte der Gram ihrem Leben ein Ende. Das liebenswürdigste und schuldloseste Geschöpf unter der Sonne starb, verschmäht von der ganzen Welt, vermieden von ihren Freundinnen, und verachtet von ihrem Manne.

„Schwestern! Schwestern!“ sagte sie tausendmal in ihrem Jammer, „ach, es ist nicht genug zu seyn, man muß auch scheinen!“ das heißt: ihr müßt nicht nur innerlich gut und rechtschaffen seyn, sondern euch auch äußerlich so betragen, daß ihr keinen Anlaß zu einem Verdachte gebet.

Das Veilchen.

Lächelnd stand das Veilchen da,
in dem stillen Reize, sah
nach Bewundrern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

„Du bist, sprach ein Dornenstrauch,
immer fröhlich: denkst du auch,
daß im Thal du nicht allein
Blume bist? — du bist klein;

Und dein Bischen Wohlgeruch, —
armes Ding, ist das genug?
Glaub' es, man bemerkt dich kaum,
in der weiten Schöpfung Raum.

Sieh einmal die Rose an,
jene Stolze! Jedermann
heißt sie Königinn, und spricht:
Ihr gleicht keine Blume nicht." —

Sittsam mit Bescheidenheit
lacht das kleine Veilchen, streut
süßen Wohlgeruch um sich,
und das Thal erfreute sich.

Wenn ich, sprachs mit frohem Sinn,
nur ein gutes Veilchen bin!
meines kleinen Kelches Duft
fühlt zwar nicht die ganze Luft:

Aber doch der kleine Kreis,
den ich füllen kann, der weiß
mir zu danken, und ich bin
glücklich, wie die Königinn.

Ist die Rose schöner gleich,
ist ihr Kelch an Düften reich;
kömmt das Bienchen doch von ihr
auch um Honig noch zu mir.

Und oft sitzt die Schäferinn
neben mir im Grase hin,
dankt mit einem Seufzerchen
meinem Dufte, heißt mich schön:

Sieht zum Himmel dankbar auf,
schickt ihr Seufzerchen hinauf,
spricht: O Schöpfer, Dank sey dir!
auch dieß Veilchen schufst du hier. —

Glaub' es, lieber Nachbar, nur:
immer weis' ist die Natur.
Weise gab sie Rosen Pracht,
weis' hat sie mich klein gemacht.

Die treue Dienstmagd.

Es lebte noch vor kurzem eine Wittwe — wo? hab' ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verlohren hatte. Nur ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von dessen Zinnsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch den Bankrot eines Kaufmanns, den man für sehr reich und für völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig; denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht: es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten grossen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können; aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloßten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hilflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bey sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, während ihres vormaligen Wohlstandes, erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

„Nein, sagte sie daher, (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.“

„Lohn brauche ich nicht; denn ich habe mir von Ihrer vormaligen Freygebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Außerdem habe ich noch 25 schöne harte Thaler, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund: so will ich schon für uns Beyde Brod schaffen.“

Die arme Wittwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwey Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erstere starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Wittwe war ihr reicher Verwandter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandten, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät: denn sie war schon so schwach, daß sie gleich darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten.

„Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihr seyn."

Sie erhielt sie; und alle, welche davon hörten, freueten sich über die Großmuth des Fürsten, und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Die faule Dienstmagd.

In einem gewissen Hause diente eine Magd, die faul und träge zu allen Verrichtungen war. Alles, was sie that, gieng ihr sehr ungeschickt von Händen. Wann die Herrschaft ihr was befahl, so hatte das immer Zeit genug. Sollte sie wo gleich hingehen, so sagte sie: morgen will ich hingehen. Sollte sie dieses oder jenes in der Küche rein machen, so hatte sie immer den Tag, da es ihr gesagt wurde, keine Zeit, sondern Morgen wollte sie es gleich verrichten. Kam der morgende Tag, so hatte sie immer noch mehr Geschäfte als den Tag vorher, so daß sie die Arbeit, die sie gestern auf den heutigen Tag verschoben hatte, gar nicht thun konnte, und so gieng das immer fort. Die Arbeit häufte sich, und sie wurde mit keiner fertig, weil sie es immer bis Morgen aufschob. Die Herrschaft sah endlich, daß mit der faulen Magd nichts anzufangen wäre, und sie wurde ihrer Dienste entlassen. Weil sie von daaus nicht empfohlen werden konnte, so kam sie auch lange nicht wieder an. Da sie endlich wieder einen Dienst bekam, mußte sie weit geringer dienen als vorher.

Aber

Aber sie wurde bey keiner Herrschaft wegen ihrem Aufschub, und ihrer Faulheit länger, als ein halb Jahr behalten. Zuletzt ward sie als eine faule Dirne bekannt, und bekam gar keinen Dienst mehr. Sie mußte also betteln und ein elendes schlechtes Leben führen, bis sie endlich der Hunger und die Noth aufzehrte.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen immer träge Leute.
Morgen: Heute will ich ruhn,
morgen jene Lehre fassen,
morgen diesen Fehler lassen,
morgen dieß und jenes thun.

Und warum nicht heute! — Morgen
kannst du für was anders sorgen;
jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist — ist geschehn,
dieß nur kann ich übersehn;
was geschehn kann, weiß ich nicht.

Letzte

Letzte Unterredung
eines
sterbenden Mannes und Vaters mit seiner Gattinn und einzigen Tochter.

Eine abzehrende Krankheit hatte den Herrn Regierungsrath D—h binnen zwey Jahren so weit gebracht, daß, da er sonst über alles, was Gewissen und Rechtschaffenheit foderte, leichtsinnig hinweg sah, er nun auf nichts mehr dachte, als ihren Vorschriften Genügen zu leisten. Hatte er sonst in Prozeßsachen nur eilfertig gearbeitet, und so manches übersehen, was den Klienten äußerst nachtheilig wurde, weil der Hang zu Lustbarkeiten und schwärmenden Gesellschaften ihn gefesselt hielt, so nahm er, (freylich nur ein Zufall und keine Rückkehr aus ganz freyer Entschließung, doch aber wohlgethan,) während seiner Schwächlichkeit alles sehr genau, so, daß die übrigen Räthe und der Präsident über seine Arbeiten die größte Verwunderung äußerten, und letzterer von ganzem Herzen bedauerte, daß die Regierung vielleicht in kurzem einen Mann verlieren sollte, der ihr, die wichtigsten Dienste leisten

sten zu können, so offenbar zeigte: daher er dann auch, weil er großmüthig zu denken, und zu handeln gewohnt war, die Aerzte sehr oft zu sich rief, und sie ersuchte, alles mögliche anzuwenden, um nur dem Patienten noch einige Jahre das Leben zu fristen, auch den Herrn Regierungsrath dahin disponirte, daß er ihm die Besorgung der ganzen Kurkösten überließ, da er ihm gern einige Beweise geben wollte, wie sehr er ihn seiner Talente und Amtsgenauigkeit wegen zu schätzen wisse. Denn Herr R. D — h hatte sich durch den Aufwand, den seine leichtsinnige Lebensart verlangte, in sehr dürftige Umstände versetzt, und seine Schuldner waren schon längst ungeduldig geworden. Blos nur die gütige Vermittelung des Präsidenten hatte sie von den gewöhnlichen Schritten zurückgehalten.

Eine solche Veränderung mußte dann nun auch ganz natürlich gute Folgen für seine Gattinn und Tochter haben, die er beyde aufs zärtlichste liebte. Er sah ein, daß, wenn sie nach seinem Tode kümmerlich leben müßten, er blos die Ursache davon wäre, und befürchtete, daß eben diese Dürftigkeit beyden sehr gefährlich werden könnte. Um sie nun von dem letztern, soviel er thun konnte, zu sichern, ließ er beyde vor sein Bett kommen, als er fühlte, daß sein End nahe sey.

Erst unterredete er sich einzeln mit ihnen; dann aber mit beyden zugleich. Was ihn zu dieser verschiedenen Handlungart bestimmte, davon werden meine Leserinnen den Grund leicht finden, wenn sie das Folgende einiger Ueberlegung würdigen, da das Verhältniß eines Mannes und Vaters von einander verschieden ist, und diese Verschiedenheit die Klugheit zur Begleiterinn haben muß.

Die Frau Regierungsräthinn, mit der er zuerst sich allein unterhielt, zitterte vor ihm, als er ihr sagte, daß er nun wohl bald seine irrdische Hülle ablegen würde, und ehe dieses geschähe, er es für eine der wichtigsten Pflichten, die ihm sein Sterbebett auflegte, hielte, mit ihr noch bey Zeiten das letztemal zu reden. Sie wisse zwar schon einigermassen seine Gesinnungen, die er während seines siechen Lebens gegen sie geäußert hätte; allein ihm wäre dieß nicht genug, und sie möchte (hier ergriff er sie bey der Hand und drückte sie an seine Lippen) sich nur fassen, um alles wohl zu vernehmen, was ihm auf seiner Seele läge.

Wir haben, sagte er mit einem sehr schweren Seufzer, indem er seine matten Hände empor hob, eine einzige Tochter, ein einziges Kind.

Und

Und wie bange wird mir um sie! — Ganz ist sie in der Eitelkeit vertieft, die mich bereits soviel gekostet: und ihre Abneigung von wirthschaftlichen und häuslichen Tugenden — ach wie groß, wie groß ist diese! — Den einen Theil des Tages verhüpft und versingt sie, und den übrigen beschäftigt sie sich mit bloßen Tändeleyen, oder bringt ihn in Gesellschaften zu, die ihren Verstand blenden und ihr Herz verwahrlosen. — Gott, welcher Kummer! — Meine Ermahnungen schienen bis jetzt an ihr vergeblich gewesen zu seyn. Aber freylich konnte es nicht anders kommen, da ich, nur ich, den Grund zu dem Leichtsinne, der sie leitet, gelegt habe. — Ich unglücklicher Vater! — Doch ich will nicht alle Hoffnung aufgeben. Vielleicht werden die Lehren, die ihr mein sterbender Mund noch geben soll, und deine Sorgfalt, mein liebes Weib, um die ich dich am Rande meines Grabes flehentlich bitte, durch die Hilfe Gottes, der Irrende gerne auf den rechten Weg zurecht bringt, die gesegnetesten Folgen haben. Wie schwer wird mir das Reden — schon. — Ich muß — inne halten. — — Nun weiter, ich darf nicht säumen — wer weiß, wie wenig Augenblicke mir — noch vergönnt sind. — Wenn ich meine Augen geschlossen haben werde, diese Augen, die im Stillen so manche bittere Thräne vergossen — Ach Gott! vergieb mir! —

 die

die ich im Verborgenen zu dir hinauf geweint, daß ich mein Kind mit in die Lust der Welt und ihren Tand hineingezogen, ihre Schwärmereyen durch mein Beyspiel befördert — ihre Modesucht, die ich mit Beyfall belohnte, und sie Geschmack nannte, immer mehr angefacht — sie zu kleinen Eroberungen sogar unvermerkt angeführt, ob sie gleich noch nicht völlig in dem Alter ist, — dem es völlig so ganz leicht wird — so manche Röthe stieg noch in ihr Gesicht — und das ist noch das Einzige, was mir eine Anwandlung zur Hoffnung giebt; ach, so höre nicht auf, sie zu bitten und zu ermahnen, eines andern Sinnes zu werden. Wie schwer, wie schwer! mein liebes Weib, wird es meinem Herzen, eine Tochter zurück zu lassen, von der ich ungewiß bin, ob sie auf dem Wege, den sie betretten, fortgehen oder ihn noch verlassen werde. — Neue Schwäche bewältigt sich meiner — schon wieder muß ich schweigen. — — Bist du noch da, meine Liebe? habe ich lange geschlummert? — Wo blieb ich? — Doch was schadet es, wenn ich auch nicht ganz im Zusammenhang rede. Du verstehst mich doch wohl. — Um unsere Tochter vernünftig und gesetzt, noch mehr, um sie christlich gesinnt zu machen, so führe sie, wenn sie deinen mütterlichen Lehren nicht Gehör geben will, auf die so betrübte Beyspiele derjenigen Häuser, die durch den hohen

Ton,

Ton, durch die unaufhörlichen Zerstreuungen, durch Aufwand, durch Geschlechtsgalanterien nicht nur ganz herunter gekommen, sondern — auch — der Spott und die Verachtung der Welt geworden — und die — was das schrecklichste ist — gegen die Vorsehung Gottes gleichsam zu wüthen angefangen, da doch nur sie allein an ihrem Verfall die Ursache gewesen; sag ihr — daß Gott den Weltmenschen genug nachgehet, um sie von ihrem Verderben zurück zu bringen — nur daß sie seine Hand nicht sehen mögen, an der er sie leiten will, damit sie glücklich werden könnten — daß er aber sie in verkehrten Sinn dahin giebt, wenn sie ihm kein Gehör geben; sag' ihr — ach sag' es ihr oft — sehr oft — sag' es ihr täglich — sag' es ihr mit allem dem Nachdruck, der für ihr noch nicht ganz verwüstetes Herz nöthig ist, daß die Erfahrung mit keinen Lehren so übereinstimme, keine so sehr bestätige, als die Lehren des so sehr verachteten Christenthums, und daß man schon darum den sichersten Weg zu seinem Wohl wandle, wenn man der Stimme dieser Lehre gehorchet. — Entferne ja, so viel du nur immer kannst, die Gesellschafter und Gesellschafterinnen aus deinem Hause, unter denen Philippine, unsre Tochter, so sehr vernachläßiget worden; du bist von Einsichten nicht leer, so wenig es dir an Klugheit fehlt, sie gehörig anzuwenden. Suche

den

den Umgang derer, die wir nicht achteten, weil sie unserm eitlen Sinne nicht entsprachen. — Wie bald wird die Schaam überwunden seyn, die die erstenmale dich und deine Tochter wird abhalten wollen, von ihrer Gesellschaft wirklichen Nutzen zu ziehen. (Hier nannte der Herr Regierungsrath einige Häuser, zu denen sie sich mit seiner Tochter halten sollte; wurde aber wieder so matt, daß ihm die Worte im Munde erstarrten. Erst nach einiger Zeit brach er das Stillschweigen.)

Nun eröfnete er sein Herz seiner Gattinn in dem, was sie betraf; aber auch auf Philippinen abzielte.

„So wie ich daran Schuld bin, daß unser einziges Kind im Guten so weit zurück ist, so bist auch du Ursache. Aber freylich hast du lange nicht die Verantwortung, die ich habe. Vergieb, daß ich dich jetzt mit so was Unangenehmen unterhalte. — Ich heyrathete dich im Wuste aller Eitelkeit. Du giengst in deiner Aeltern Hause täglich so, als müßtest du einer Feyerlichkeit beywohnen — durftest dich im wirthschaftlichen Fach mit nichts befassen, nur an deinen Flügel hinsetzen, spielen und singen. Dein Strickbeutel, mit dem du nur paradirtest, war das einzige, der deine Hände mit einer weiblichen Arbeit beschäftigte,

tigte, weil doch etwas gethan werden sollte: die übrige Zeit lasest du, um die Kunst der Eroberung zu lernen, oder giengst mit deiner Mutter in Gesellschaft, wo die Karten die Anweisung seyn mußten, dich unserm Geschlechte auf so mancherley Art gefällig zu machen. — Noch mehr bewirkte aber der Ball hierinnen. — Auf diesen blumigten Sümpfen bezaubertest du mich. Doch, ob ich gleich sehr mißmüthig bin, wenn ich daran denke, so bist du mir doch immer noch werth, da du immer ein gutes Herz gegen mich gezeigt, wiewohl es mir zuträglicher gewesen wäre, wenn du dich rückhaltender bewiesen, denn da würdest du nicht in so viele Thorheiten gewilliget haben, die ich begieng, und dieses hätte mich, da ich dich liebte, davon abgehalten. Eben der Werth deines Herzens macht mir auch noch Hofnung, daß du mich geduldig anhören, und deines nun bald aus der Welt gehenden Mannes Bitten erfüllen werdest.

Du weist, in welchen dürftigen Umständen ich dich zurücklasse: der Tagelöhner ist weit besser daran, als du. Dieser arbeitet für Tagelohn, den bekömmt er, richtet sich darnach ein, und ist ohne Schulden. Aber du, ach, großer Gott, wie bekümmert mich das! du wirst unter einer schweren Schuldenlast seufzen! Wie davon frey wer-

werden? Ich weiß nur einen einzigen Vorschlag. Der Präsident und einige meiner Kollegen werden zwar alles Mögliche anwenden, um die Gläubiger zu einiger Nachlassung ihrer Forderung zu bewegen, auch werden sie aus ihren eignen Mitteln zu ihrer Befriedigung was thun; allein das kann dir das Herz noch nicht erleichtern, ob du gleich diese Vermittelung annehmen mußt; du, als meine Frau, bleibst immer verschuldet, weil die Gläubiger doch nicht ganz befriedigt werden, und überdieß bist du auch gewissermassen eine neue Schuldnerinn der Vermittler. Höre also, was ich gerne von dir befolgt haben wollte.

Du und unsere Tochter könnet weibliche Arbeiten, ob ihr gleich nur aus Modesucht, um in Gesellschaft euch vor andern hervorthun zu können, alles gelernt habt. So bald ihr euch von dem Schmerz über meinen Tod erholt, und ihr einigermassen wieder in Ordnung seyd, so arbeitet (es ist euch keine Schande) so viel, daß ihr euch nicht nur euer nothdürftiges Brod verdienet, sondern euch auch noch etwas übrig bleibt, und dieses Uebrige bestimmt zur allmäligen Bezahlung der Gläubiger, so, daß diese euren Vorsatz wissen. Thut es, ich bitte euch, und Gott wird euch segnen. Ihr werdet so viel gewinnen, als ihr bedürft, und eure Wohlthäter und Gläubiger werden mit euch zufrieden seyn.

Mache dich von allen unnöthigen Modesachen deiner Garderobe los, und schlage sie ins Geld, und das sey dein und unserer Tochter Nothpfenning. Bey einer solchen Lebensart wirst du nicht Mangel leiden und verleitet werden, nachsichtig gegen dich und deine Tochter auf Kosten eurer Ehre zu seyn. Und was die Arbeitsamkeit einer vaterlosen Tochter insonderheit betrift, wozu du Philippinen gewiß auf die Bitte deines sterbenden Mannes anhalten wirst, so verwahrst du sie vor so manchen thörichten Einfällen, indem ihre Gedanken nicht Zeit gewinnen können, auszuschweifen, und eben so wenig hat sie Zeit, auf Stutzer, die sich etwa finden könnten, aufmerksam zu seyn, worauf dann diese von selbst wegbleiben werden. Es ist wahr, anfänglich wird ihr eine solche Lebensart sehr schwer werden, sie wird seufzen und klagen; aber, liebes Weib, wenn du ihr deine und ihre Lage von der rechten Seite vorstellst, und das Anständige, Vernünftige und Christliche, wornach zu trachten ihr Gewissen und ihre Glückseligkeit sie auffordert, vor Augen stellest; so wird sie nach und nach den Weg einschlagen, der für sie der einzige gute Weg ist. Geh ihr selbst mit guten Beyspielen vor. Wenn du nur einigermassen aufmerksam auf sie gewesen, wirst du gestehen, daß sie sich völlig nach dir und mir in der Eitelkeit und Zeitverschwendung

gerich=

gerichtet hat. Sie ist nicht so strafbar, als wir; darum, liebes Weib, bitte ich dich, um sie nicht ihrer Verwahrlosung zu überlassen, oder diese wohl gar zu vergrößern; sey ihr stets ein Exempel des Fleißes, der Ordnung, des christlichen Sinnes und der Ausübung aller Pflichten, die einem Frauenzimmer obliegen. Wie wird sich dein Herz freuen, wenn du mit jedem Tage siehest, daß sie von ihrer Eitelkeit und Flatterhaftigkeit zurückkehrt, und ihre Seele in Ordnung zu bringen sucht. — Nun will ich wieder ein wenig ausruhen: und bin ich alsdann stark genug, so will ich mit Philippinen ganz alleine reden.

Nun kam die Tochter mit einem ganz bethränten Gesichte, mit Schluchzen und Händeringen. „Ach! mein Vater! das letztemal mit Ihnen reden! — ach, Vater, ich vergehe! — So früh mich verlassen! Ich so bald eine vaterlose Waise werden! Wer wird mich versorgen? — Gott, welcher Schlag!“

„Nicht so verzagt, liebe Tochter. Dein Leben hast du von Gott und nicht von mir. Er wird dich auch erhalten und versorgen. Ja versorgen wird er dich, wenn du ihn als Vater ehrst, und seinem liebevollen Willen gehorsam bist. Ich habe dich rufen lassen, um mit dir, und vielleicht

das

das leztemal, umständlich zu reden; denn ich fürchte, mein End ist nahe: fasse dich also, und höre mich aufmerksam an; lasse deines sterbenden Vaters Ermahnungen deinem Herzen unvergeßlich seyn. Tritt näher! setze dich und reiche mir deine Hand."

Philippine thats, legte sich mit dem Gesicht auf ihres Vaters Hand, und schien mit jedem Kuß, den sie darauf drückte, einem neuen Thränenguß Luft zu machen; sie war voll Wehmuth und Schmerz. Der Vater überließ sie einige Minuten ihren Empfindungen, indem er sich grosse Hofnungen für den Eindruck seiner letzten Reden an sie machte. „Nun, Philippine, sprach er dann, nun ist's genug. Ich kenne dein Herz. Aber die Zeit ist mir jezt kostbarer, als sie mir jemals war. Laß uns nicht säumen." Sie richtete sich auf.

Der Vater sah sie mit einem Blicke an, in dem das Vaterherz sich so rührend abbildete, daß Philippine ihn in ihre Arme schloß und sagte: „Nun ja, mein Vater, reden Sie: Ihre Tochter hört, und wird jedes Ihrer Worte heilig halten. Ja, Gott, du kennst meinen Vorsatz, von den sterbenden Lippen meines treuen Vaters mich belehren zu lassen!"

Der

Der Vater redete. „Bald wirst du dein achtzehntes Jahr erreicht haben, und wie wenig von wahrer Bildung bemerke ich an dir. Ich will dich nicht mit Vorwürfen kränken, nein, meine Tochter, nur auf dich selbst aufmerksam machen, und dich ermahnen, zu thun, was dich vom Verderben rettet, und zu deinem Glücke leitet. Das kannst du nicht läugnen, meine Tochter, daß du sehr leichtsinnig, unordentlich, sehr unwirthschaftlich, und für Eroberungen gestimmt bist. Ein gesetztes Wesen, Arbeitsamkeit und Liebe zur Religion ist so wenig deine Sache, daß das Gegentheil vielmehr sich deiner ganz bemächtigt hat. Was wird aus dir werden, meine Tochter?“ Die Tochter unterbrach ihn, indem sie sagte: „Vergeben Sie, mein Vater, daß ich Ihnen ins Wort falle. Ich will mich keineswegs entschuldigen, will mich unterwerfen; aber lassen Sie mir nur einige Gerechtigkeit wiederfahren, ob ich mich gleich als strafbar erkennen muß. Wie sollte ich ein recht gebildetes Frauenzimmer seyn, da ich bisher so wenig Anleitung hiezu gehabt. Sie wissen, daß Mama sich mit mir nicht abgeben konnte. Die oftmaligen Gesellschaften in und außer dem Hause, die Lustreisen, Bälle und so viele andere Abhaltungen verhinderten meine Bildung. Mama dachte zwar bisweilen daran, daß mir so manches fehlte,

wollte auch an mir arbeiten; aber wie konnte sie bey den vielen Geschäften, die ihr unsere gesellschaftlichen Verbindungen auflegten, dazu kommen? Und, lieber Papa, nur erst jetzt wünschen sie es, daß ich einen andern Weg für mein Leben betretten soll?" Der Vater ließ sie nicht weiter reden. „Ach, Kind, du brichst mir mein Herz, ich kenne die ganze Lage, in der du dich mit uns befunden, ich kenne deine Mutter und mich. Was ich damit sagen will, verstehst du sehr wohl. Aber du kannst noch gut, noch glücklich werden." — Er schwieg, und Philippine badete sich in Thränen. Aber kaum hatte er einige Minuten inne gehalten, fuhr er fort: „Ich habe keine Zeit zu verlieren, meine Tochter. Höre also meinen Rath, meine väterlichen Ermahnungen und Bitten. Laß alle eitle Gedanken aus deinem Herzen verbannt seyn, bringe deine Zeit mit Arbeit zu, verstatte dir keine andere Gesellschaft, als die, wobey dein Verstand und dein Herz gewinnen kann; bestrebe dich, vor aller Welt einen guten Namen zu haben, halte dich an Gott und sein Wort, sey deiner Mutter folgsam, die dich, von jetzt an, den Weg zu deinem wahren Besten treulich führen, und alles das einbringen wird, was von ihr und mir — ach dürfte ich doch das nicht sagen — versäumt worden ist. — O Gott, wie flehe ich zu dir um

deinen

deinen Seegen. Ach segne, segne mein Kind, mein einziges Kind! Rechne ihr ihren vereitelten Sinn nicht zu, vergieb ihr und ihren Aeltern! Segne ihre und die mütterliche künftige Bemühung! — Und nun, meine Tochter, gieb mir deine Hand, und versprich mir, die letzten Lehren deines dich zärtlich liebenden und treuen Vaters beständig zu befolgen." Philippine reichte ihm die Hand, drückte die seinige an den Mund, und sprach die gebrochenen Worte: „Ver — lassen Sie sich dar — auf. Gott wird mir Gna — de geben." „Ja Gott gebe dir Gnade! wiederholte der Vater unter einem tiefen Seufzer. Jetzt rufe mir deine Mutter, und kommt miteinander. Die Tochter gieng äußerst bestürzt.

Als Beyde vor ihm standen, erhob er seine Stimme, so viel es seine Kräfte verstatteten, und sagte: „Nun, meine Liebe, (zu seiner Gattinn,) ich übergebe dir unsere einzige Tochter vor dem allwissenden Gott an meinem Sterbebette. Erziehe sie vollends in wahrer ungeheuchelter Gottesfurcht, warne sie vor jedem Fehltritt und zeige ihr stets, wie ein tugendhafter Wandel eines jungen Frauenzimmers Gottes und der Menschen Wohlgefallen zum Lohn habe. Führe sie zur Arbeit treulich an und zum Gebethe. Suche jeder Gesellschaft auszuweichen, von der

du nur von ferne denken kannst, daß sie ihr nachtheilig seyn könnte. Dämpfe in ihr das Feuer des Leichtsinns und den Hang zur Eitelkeit: sie sind die Pest der weiblichen Seele, und machen die Ehre eines Mädchens feil.

Und du, meine liebe Tochter! sey deiner Mutter gehorsam, folge ihrem Rath und Befehle pünktlich, geh ihr an die Hand, wo du weist und kannst, in Krankheit pflege sie kindlich und sorgfältig. Bitte zu Gott für sie um ein langes Leben, damit, wenn du doch gerathen solltest, welches ich von Gott hoffe, sie noch Freude an dir erleben möge. Liebe Frau, liebe Tochter! setzt euren Thränen christliche Gränzen. Mich schmerzt es, euch so zeitig zu verlassen, euch muß es nicht minder schmerzen. Aber, wir sehen uns doch wieder, wenn ihr beyde auf Gottes Wegen wandelt. Noch einen Kuß von beyden." Mutter und Tochter küßten ihn. „Der Herr sey euer Theil, er segne euch ewig."

Mit diesen Worten schloß er, und verlangte, daß man ihn ganz still für sich liegen lassen möchte. Er habe nun, sagte er, das, was ihm hienieden noch das Wichtigste war, und so schwer auf dem Herzen lag, besorget: Jetzt wolle er seine Gedanken aufwärts richten, und den Schritt

aus

aus der Zeit in die Ewigkeit mit christlicher Standhaftigkeit und im stillen Gebette abwarten.

Zwo Stunden darauf schloß er seine Augen, nachdem er noch zuvor mit einem zärtlichen Blicke von Gattinn und Tochter Abschied genommen hatte.

In welch eine schmerzliche Lage nun der Todfall diese Wittwe und Waise versetzt hatte, läßt sich leicht denken, und von andern ähnlichen Fällen schließen. Da ihre Herzen bisher lauter angenehmer Empfindungen gewohnt waren, so wären sie durch den ersten Anfall beynahe erstickt worden, bis ihnen die Thränen eine Erleichterung verschaften. Statt daß sie von ihren Freunden und Anverwandten, die zu kondoliren kamen, einen Trost oder Rath erhielten, wurden sie durch allerley Vorstellungen oft nur in größere Traurigkeit versetzt. Es vergieng wohl ein Paar Wochen, bis sie sich von dem heftigsten Schmerzen erholten. Und nun schien ihnen die ganze Welt verändert. Alles um sie herum war stille, leer und öde, und sie würden geglaubt haben, daß mit diesem Manne alle Leute oder doch der größte Theil der Menschen eingegraben worden wäre,

wenn

wenn sie nicht manchmal von den Gläubigern einen Besuch bekommen hätten.

Da sie so ganz einsam und verlassen beysammen waren, fiengen sie an, über ihr künftiges Schicksal ernstlich nachzudenken. Sie sahen selbst ein, daß es allerdings für beyde das Beste seyn werde, wenn sie die Ermahnungen des Seligen beobachten und in Vollzug bringen würden. Da die Gesellschaften und Zusammenkünfte aufhörten, so fiel der überflüßige und gekünstelte Putz von selbst weg. Sie führten ein eingezogenes, einfaches, stilles Leben, und brachten den Tag in Arbeit zu. Freylich wollte es ihnen anfangs oft ganz sauer werden: allein wenn Tochter oder Mutter ermüdete, und in Versuchung gerieth, sich ihr voriges Leben zu wünschen, so erinnerte eine die andere an die letzte Unterredung ihres Mannes und Vaters, und munterten sich wechselweise zur Fortsetzung des angefangenen Fleißes auf. Da man vorhin die Regierungsräthinn D— und ihre Tochter bey allen Lustbarkeiten zu sehen gewohnt war, so geschah es nun äußerst selten, daß sie sich in irgend einer Gesellschaft einfanden. Die dringendsten Schulden wurden in kurzer Zeit theils durch Zuthun des Präsidenten, theils durch das aus dem überflüßigen Putzzeuge erlößte Geld,

und durch den Verdienst ihrer Handarbeiten abgethan.

In dieser Lebensart legten sie sechs Jahre zurück, und Mutter und Tochter waren nun mit ihrem Schicksale gänzlich zufrieden, als sich auf einmal ein junger, rechtschaffener und vermöglicher Kaufmann, welcher der größte Gläubiger vom verstorbenen Regierungsrathe war, und noch eine ansehnliche Summe zu fordern hatte, hervorthat, und um die Hand der Tochter warb. Das Fräulein, welches sich vorhin bey Lebzeiten ihres Vaters auf den Karakter desselben vieles zu Guten that, war nun mit diesem Antrage nicht allein zufrieden, sondern sah hiedurch alle Wünsche ihres Herzens erfüllt, indem sie längst eine Neigung zu diesem Menschen im Stillen genährt hatte, ohne sich jemals das Mindeste merken zu lassen. Sie heurathete ihn also, lebt noch mit ihm in größter Zufriedenheit, und gilt in der ganzen Stadt für das Muster einer treuen Gattinn, rechtschaffenen Mutter und vortrefflichen Hauswirthinn.

Die beyden Mädchen.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.

Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen,
dann wähle dir, die sich für dich zu schicken scheint.
Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
ein recht bezauberndes Gesicht,
liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
und schreibt die Sprachen, die sie spricht:
sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich
singen:
und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen
Dingen
durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein, bey aller Kunst und allen ihren Gaben
hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
wird wenig im Vermögen haben,
und von den Künsten nichts, die jene kann,
verstehen;

doch bey Verstand und einem stillen Reize,
der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
besitzt sie, frey vom Stolz und Geize,
das beste Herze von der Welt. —
Was thät'st du wohl, wenn dich die erste haben wollte?

Ach! fieng der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
so spräch' ich zu der ersten Nein,
um dadurch gleich der andern werth zu seyn.

Karoline an sich selbst.

Ich bin jung, in der Blüthe meiner Jahre, in der ersten Blüthe; aber alles erinnert mich, daß die Zeit der Blüthe bald vorüber eilt. Lehren es mich nicht die Blumen meines Gartens, die Nelke auf ihrem Beete, und die duftende Levkoje? Sie blüheten vor wenigen Wochen, und nun sind sie nicht mehr. Werde ich nichts als eine Blume seyn, welche keine Frucht trägt, so werde ich eher, als ich's wünsche, ein Nichts werden. Ich will mich in der Blüthe meiner Jahre betrachten, und mich bemühen, die Blume zu überleben.

Die

Die Schönheit ist nichts anders, als eine reizende Blume. Ich habe bejahrte Damen gesehen, die nicht mehr schön waren, und die mir sagten, daß sie ehemals sehr schön gewesen wären. Mich erwartet ihr Schicksal. Sie wurden wegen ihrer Gottesfurcht, wegen ihres Verstandes, verehret. Das waren die Früchte, die nach der Zeit ihrer Blüthe hervorgebrochen waren. Diese bejahrten Damen sollen mein Muster seyn.

Die Schönheit kann nur wenig Jahre dauren, sie kann keine beständige Liebe und Hochachtung erwerben. Ein Frauenzimmer ist den kleinsten Theil ihres Lebens schön, den größten Theil ist sie nicht mehr schön. Wenn wir allein durch die Schönheit Herzen an uns ziehen, wie wollen wir sie erhalten, wenn wir nicht mehr schön sind?

Aber die Tugend begleitet uns durch unser ganzes Leben; die Tugend erhält uns die Herzen, die vielleicht zuerst durch die Schönheit sich zu uns neigten. Ein verbesserter Verstand bleibt unsere Unterhaltung und Beschäftigung, wenn wir uns mit Erhebung unserer Reizungen, die nach und nach alle entfliehen, nicht mehr beschäftigen können.

Die Schönheit ohne Tugend kann uns kein verehrungswürdiges und angenehmes Alter geben.

Ich kenne ein Frauenzimmer, das sich vor ihrem Alter mehr fürchtet, als vor dem Tode, und lieber jung zu sterben, als alt zu werden wünscht. Sie würde nach dem Verlurste der Schönheit und Jugend durch nichts zu gefallen, durch nichts Verehrung zu erzwingen, mit nichts sich zu beschäftigen wissen. Die Verbesserung meiner Seele sey die Beschäftigung meiner Jugend, und mein Ziel sey Tugend.

Die Grundstütze aller weiblichen Tugenden ist die Schamhaftigkeit. Ich habe neulich in einer Gesellschaft ein freches Frauenzimmer gesehen, und noch nie hat mein Auge einen abscheulichern Anblick gehabt. Nur einmal in meinem Leben sah ich einen ungesitteten und frechen Mann; aber so frech war er nicht, als dieses Frauenzimmer. Wie leicht ist es, einzusehen, daß mit dem Verlurste der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit alle andere Tugenden verloren gehen.

Mir scheint Gott diese Tugend uns zu einer Gränze gesetzt zu haben, wo wir alles verlieren, wenn wir diese überschreiten. Die Schamhaftigkeit ist der Schutz unserer Tugend, die Krone

der

der Schönheit. Eine Schönheit ohne sie ist eine erniedrigte Schönheit, die im Staube kriecht, und mit Schmutze besudelt ist.

Wie sehr empfindlich ist mein Herz, und das Herz meines Geschlechts überhaupt!

Ich bemerke, daß wir alle leichter gerühret werden, leichter empfinden. Die Vorsehung hat uns feinere Werkzeuge der Empfindungen gegeben, und uns dadurch gelehret, daß wir uns mehr gegen die sanftern Tugenden der häußlichen Geselligkeit, der Menschlichkeit, der zärtlichen Freundschaft neigen sollen.

Unser Herz, welches so leicht in Bewegung kann gesetzt werden, kann auch dadurch desto leichter zu allem, was schön, gut, edelmüthig ist, gelenkt werden. Die Empfindungen meines Herzens haben eine grosse Gewalt über meine Seele: desto leichter kann ich geführet werden. Ich will mich aber nie von diesen Empfindungen dahin reißen lassen. Sie sollen meinen Lauf auf dem Wege der Tugend beschleunigen, und die Religion soll meine Wegweiserinn seyn.

Die Tugend, o Karoline! sey Dir Alles! Deine Jugend wird bald verblühen; die Tugend

wird ewig bleiben. Das Herz, das sie und ein gesunder Verstand Dir zuführen wird, wird nie flüchtig werden. Man wird Dich im hohen Alter lieben, das Laster wird Dich scheuen, und Deine Ehre und Deine ganze Glückseligkeit wird gesichert seyn.

Allmächtiger, gütiger Erbarmer! ich bedarf deines Beystandes, mich in dem Laufe der Tugend zu stärken und zu erhalten. Sieh, ich bin schwach, unerfahren, und mit den Eitelkeiten und Verführungen einer ganzen Welt umrungen. Bewahre du den Eingang zu meinem Herzen. Reiß den Abgott der Jugend, die Eitelkeit, aus meiner Seele, und pflanze deine Furcht und Liebe in dieselbe, daß sie mich anreize, dich und deinen Beyfall für mein höchstes Gut zu halten, und allen Schmeicheleyen, die ein junges Herz so leicht einnehmen können, zu widerstehen. Laß mich mit einem edeln Abscheu erfüllt werden, vor allem, was dir mißfällig ist! Laß mich nie meinen guten Namen verlieren, und erhalte meine Seele dir rein und unbefleckt! Mitten in dem Verderben der Welt und dieser Zeit laß mich nicht davon vergiftet werden. Vater und Herr, erhöre mich!

Oekonomische Vortheile.

Von Verfeinerung des Flachses.

Um die Güte des Flachses, so wie er gewöhnlich in die Stadt zum Verkauf gebracht wird, beurtheilen zu lernen, ist freylich die Erfahrung die beste Lehrmeisterinn; denn es läßt sich schriftlich schwerer bestimmen, und man kann durch einen mündlichen Unterricht die Sache weit geschwinder und verständlicher vortragen; indessen will ich doch versuchen, die Eigenschaften des guten Flachses zu bestimmen, und wie er seyn und nicht seyn soll, genauer auseinander zu setzen.

Für's erste wünschen wir, daß unser Flachs lang sey, daß er sich weich und zart anfühlen lasse, und nicht zu schwer in's Gewicht falle; denn obgleich aus schwererem Flachse ein haltbares Garn gesponnen werden kann, welches dauerhafte Leinwand giebt, so ist doch der leichtere Flachs besonders zu feinem Gespinnste vorzüg-

licher.

licher. Was die Farbe anbelangt, so ist er am besten, wenn er eine hellglänzende Aschfarbe hat; ist er zu dunkelgrau oder schwarz, so ist zu befürchten, daß er zu stark geröstet und angefault ist; ist er roth, so ist er nicht genug geröstet, mithin auch nicht gut: doch leiden diese Regeln in manchen Gegenden Ausnahmen, weil die Beschaffenheit des Wassers und die Art der Röste hierinn einen grossen Unterschied machen kann. Man muß sich bey dem Ankaufe des Flachses vor Betrug hüten, indem die Verkäufer oft guten Flachs von außen zum Gebinde nehmen; innwendig aber kurzen und brüchigen zu verbergen suchen, so wie man auch darauf sehen muß, daß er nicht zu unrein, und unter der Breche vernachläßiget sey.

Sollte man nicht verhindern können, daß unter unserm Vorrathe Flachses von mancherley Farbe wäre, so hat man doch die Vorsicht zu beobachten, nicht zu einem und nämlichen Gewebe rothen, licht- und dunkelgrauen oder schwarzen untereinander zu nehmen, weil auf diese Art die Leinwand auf der Bleiche streifigt werden würde, und wenn man die dunkeln Streifen den lichten an Weiße gleich bringen wollte, die letzten also nothwendig überbleicht, und deßhalb mürbe und brüchig werden müßten; sind

wir

wir aber in der Verlegenheit, keine Auswahl treffen zu können, so müßen wir wenigstens dem Fehler dadurch abzuhelfen suchen, daß wir das dunkle oder rothe Garn durch öfteres Beuchen und Auslaugen dem hellen Garne, so viel möglich, gleich zu bringen suchen, ehe wir es dem Weber übergeben.

Ich glaube, daß ich meinen Leserinnen eben nichts Neues sage, wenn ich Ihnen erinnerlich mache, daß man allen Flachs durch Beuchen und Kochen sehr verbessern und verfeinern kann. Doch vielleicht wissen nicht Alle die beste Verfahrungsart dabey, und diesen zu Gefallen will ich dann eine Vorschrift hiezu beyfügen.

Der zu bearbeitende Flachs wird auseinander und handvollweise, (welche, um Verwirrung zu verhüten, oben und unten geknüpft werden müssen,) auf Stroh in einen Zuber, welcher mit einem Zapfenloche versehen ist, gelegt; auf diese erste Lage werden kreuzweise schön abgeschälte hölzerne Stäbe gebracht, und dann wieder Flachs. Auf solche Weise fährt man fort, bis entweder der Zuber voll, oder der Flachs vergriffen ist, oben bedeckt man alles mit einem Tuche von roher Leinwand, beschwert es mit reinen Steinen oder Brettern, und füllt den Zuber mit kal-

tem

tem Wasser; nach sechs Stunden wird dieses Wasser durch das Zapfenloch abgelassen und wieder frisches darauf gegossen. Dieses kann man dann auch noch zum drittenmale wiederholen. Nun nimmt man auf jedes Pfund Flachs zwey Hände voll Weizenkleyen und eine Hand voll Küchensalz, thut es in ein Gefäß, welches beynahe noch einmal so groß, als der vorige Zuber, ist, gießt siedendes Wasser darauf, rührt es eine Viertelstunde lang wohl um, und läßt es alsdann ruhig stehen, bis sich die Kleye zu Boden gesetzt hat. Die Hälfte des klaren Wassers hievon wird in einem Kessel siedend gemacht und auf den Flachs gegossen, in ein oder zwo Stunden wieder abgelassen, und die andere Hälfte kochend darauf gegossen, welche wieder in etlichen Stunden abgezapft wird. Unterdessen verfertiget man eine andere Lauge: man nimmt dazu auf jedes Pfund Flachs acht Loth ungelöschten Kalk und vier Loth Potasche. Der Kalk wird in einem Gefäße mit kaltem Wasser abgelöscht, wohl umgerührt, und so lange alsdann ruhig stehen gelassen, bis sich der Kalk auf den Boden gesetzt und oben eine Haut gemacht hat, die man abnehmen muß; das Klare wird in einem Kessel zum Feuer gebracht, die Potasche dazu gethan, und mit dieser Lauge der Flachs ohngefähr zwey Stunden gebeucht. Hier ist aber

wohl

wohl zu merken, daß man nur das Klare vom Kalkwasser nehmen darf, weil das Kalkigte dem Flachse schädlich werden würde.

Nun könnte man den Zuber mit dem Flachse zum fließenden Wasser schaffen, den Flachs vorsichtig ausspühlen, aufhängen und trocknen, und man würde schon eine merkliche Verbesserung an dem Flachse gewahr werden; um ihm aber die möglichste Verfeinerung zu verschaffen, so wollen wir uns die Mühe und wenigen Kosten nicht reuen lassen, und in unserm Kochen und Beuchen des Flachses fortfahren, nur daß wir's wieder mit einer andern Lauge versuchen müßen. Man nimmt zu dieser auf jedes Pfund Flachs anderthalb Loth Seife und eben so viel Potasche. Die Seife läßt man erst in warmem Wasser auflösen, mischt dann die Potasche dazu, und thut beydes in den Kessel mit siedendem Wasser (doch mit Behutsamkeit, weil die Potasche leicht überschießet,) und brühet den Flachs damit, nach einer Stunde zapfet man es ab, und gießt noch einmal dergleichen Seifenlauge darauf. Endlich wird auch diese zweyte Lauge abgelassen, und klares heißes Wasser darauf gegossen, nach einer halben Stunde wiederholt man dieses Brühen mit siedendem klaren Wasser, und zuletzt gießt man kaltes Wasser darauf. Wenn man ihn nun über

Nacht

Nacht mit frischem Wasser stehen läßt, so nimmt man ihn früh vorsichtig aus dem Zuber, und legt ihn in ein ander Gefäß, gießt so viel saures Molken-Wasser darauf, daß es darüber gehet, und läßt es ohngefähr zehn bis zwölf Stunden stehen. Will man dem Flachse einen noch seidenartigern Glanz geben, so kann man anstatt der Molken, Wasser nehmen, welches mit Vitriol versäuert ist: man gießet nämlich so viel davon ins Wasser, bis es säuerlich schmeckt. Man rechnet ein Loth Vitriol auf acht bis zehn Quart Wassers.

Endlich, meine theuersten Freundinnen! ist es Zeit, daß wir unsern Flachs an das Flußwasser bringen, und mit möglichster Vorsicht, ihn nicht zu verwirren, ausspühlen, ausdrücken, (NB. aber nicht auswinden) und auf Stangen im Schatten zum Trocknen aufhängen. Ist er halb trocken, so wird jede Hand voll Flachs in der Mitte angefaßt, mit der andern Hand dagegen geschlagen, und also aufgelockert, daß er innwendig besser austrocknen kann.

Wenn er nun völlig trocken ist, so wird er noch einmal unter die Breche gebracht, damit er nicht nur geschmeidig werde, sondern auch der losgeweichte Unrath vollends abfallen kann; so-

dann hechelt man ihn, doch wird eine geschickte Hand dazu erfordert, daß man nicht den Flachs in das Werg hineinreißt.

Ich stelle mir in Gedanken vor, daß manche meiner Leserinnen bey dieser Vorschrift den Kopf schütteln, und mir den Einwurf machen werden, daß dieses Verfahren einen grossen Zeitverlurst bewirke, Geld koste, und endlich der Flachs dabey an seinem Gewichte verliere: Allein, ich halte mich verpflichtet, ihnen ihre Zweifel so gut, als möglich, zu benehmen, weil ich wünschte, daß alle meine Leserinnen, die sich mit Spinnen in ihrer Haushaltung befassen, diese Verfeinerung des Flachses selbst versuchten. Ich gebe Ihnen also zu, daß ein bis zween Tage bey dieser Arbeit vergehen können; bedenken Sie aber, daß man in dieser Zeit einen grossen Vorrath von Flachs bereiten und verbessern kann, der sich künftig besser, also auch hurtiger, spinnen läßt, wodurch die verloren scheinende Zeit wieder eingebracht wird. Aber was soll ich Ihnen auf den Einwurf des Geldaufwandes antworten? — Allerdings müßen Sie etwas daran wenden; aber feinerer Flachs ist doch wohl mehr werth,

als schlechter, und wenn Sie Gelegenheit haben, Ihre Weberey selbst zu bleichen, so werden Sie mit Vergnügen sehen, wie Sie durch eine kurze Bleiche wieder Holz und Lauge sparen können; und können Sie auch diesen Vortheil nicht genießen, weil Sie es nach der Lage ihres Hauswesens auf öffentliche Bleichen geben müßen, so werden Sie doch viel bessere Leinwand, welche also mehr werth ist, erhalten, und endlich drittens, ist der Abgang vom Flachse am Gewichte nichts weiter, als der Unrath, der doch über lang oder kurz herausgehen müßte, wenn die Leinwand etwas taugen soll.

Ich hoffe, meine Leserinnen werden sich entschließen, einen Versuch zu wagen, und ist dieß nur einmal geschehen, so bin ich Ihrer Beystimmung gewiß: Sie werden wenigstens etwas von Ihrem Flachsvorrathe, welcher zu der besten Leinwand bestimmt ist, jährlich auf diese Art zu verfeinern suchen.

Vom Hecheln und Spinnen.

Da wir unsern Flachsvorrath untersuchen, veredeln und verfeinern gelernt haben, so ist es nun Zeit, ihn vollends zum Spinnen zuzubereiten. Wir blieben bey dem Hecheln stehen, woran wir dort nur gleichsam im Vorbeygehen mit ein paar Worten gedacht; wir wollen diesem Geschäfte jetzt einige Aufmerksamkeit widmen, weil es der letzte Grad der Verfeinerung ist, den wir dem Flachse vor dem Spinnen noch geben können. Ich will meine Leserinnen nicht erst mit einer Beschreibung desjenigen Werkzeugs aufhalten, welches man Hechel nennt; denn dieses wird denjenigen, die sich mit den Behandlungen des Flachses abgeben, schon hinlänglich bekannt seyn, zumal da es in einem Lande so, wie in dem andern, gebraucht wird; wir wollen nur darauf sehen, daß es gut angewendet werde.

Viele Hausmütter suchen den Flachs für die Hechel vorher noch recht geschmeidig zu machen, theils um dieß Geschäft desto besser und geschwinder betreiben zu können, theils um den Flachs selbst desto leichter zum Scheiden vom

Werge zu bringen, damit nicht vom ersteren zu viel in das letztere übergehe. Man pocht also zu diesem Behufe den Flachs mit einem derben Bläuel, nur muß man dabey genau Achtung geben, daß die Schläge dicht und gleich neben einander geschehen, und die kleinen Fäden nicht in Unordnung gebracht werden. Wenn man ihn auf einer Seite gepocht hat, wird er auf die andere gewendet; in einigen Orten findet man besondere Handpochmühlen, die diese Arbeit gar sehr erleichtern und verkürzen. Andere nehmen den Flachs, wenn er durch die erste oder die grobe Hechel durchgezogen ist, und ribben ihn, welches auf folgende Art geschieht: man hat erstlich einen Ribbstuhl, welches ein Gestell ist, das in die Höhe stehet, und worauf ein rundes ledernes Kissen ist. Das andere Werkzeug nennt man ein Ribbeisen: es ist nämlich an einem langen hölzernen Griffe ein kleines kurzes Eisen. Nun setzt man sich an den Ribbstuhl, nimmt das Ribbeisen in die rechte, und eine Röste Flachs in die linke Hand, schabt die Schäben sorgfältig von allen Seiten und Enden ab, und legt ihn beyseit, bis man den ganzen Flachs auf diese Art behandelt hat; nun zieht man ein paar dicke lederne Handschuhe an, nimmt eine Röste Flachs nach der andern in die linke Hand, reibt oder nudelt denselben mit der rechten Hand dergestalt durch,

daß

daß die losgeschabten Schäben völlig herausgehen. Zuletzt wird er mit einer steifen Handbürste glatt gestrichen. Andere rollen oder mangen den Flachs, anstatt dieses eben beschriebenen Nudelns, und hiebey muß man folgende Handgriffe beobachten.

Man rollt ein Pfund Flachs um das Holz recht feste auf, schlägt das gewöhnliche Rolltuch darum, welches sonst zur Wäsche gebraucht wird, und schiebt die Rolle oder Mange drey oder vier Minuten lang, so geschwinde, als man nur immer kann, hin und her: wendet alsdann den Flachs um, und rollt ihn noch einmal so lange. Würde man langsam dabey zu Werke gehen, so würde er nicht genug erwärmen; wollte man ihn aber längere Zeit auf der Rolle hin- und herschieben, so würde er mürbe werden, und seine Stärke verlieren; durch den gehörigen Grad von Wärme wird das Werg vom Flachse abgelößt, und der letzte klar und rein gemacht. In der Schweiz hat man hiezu eigne Maschinen, die ein Mann, vermittelst einer Handkorde, wie einen Schleifstein, mit möglichster Geschwindigkeit hin- und wieder zurück drehen kann.

Nun kommen wir zum Hecheln selbst, und hiezu müßen wir drey, vier, auch fünfe von dergleichen Werkzeugen haben, von denen immer eine feiner als die andere ist. Nachdem der Flachs zuvor gleichgelegt worden, wird er handvollweise hindurchgezogen, und das Werg von jeder Hechel besonders gelegt. Will man den Flachs außerordentlich fein haben, so muß er durch vier bis fünf Hecheln gezogen werden; es wäre jedoch Schade, wenn man dieses feine Gespinnst den groben Fingern unserer Mägde oder Lohnspinnerinnen anvertraute, und man könnte es immer bey'm Mittelflachse, welcher durch drey Hecheln passirt ist, bewenden lassen, wenn nicht etwan die Hausmutter oder deren Töchter Lust hätten, aus diesem Flachse mit ihren weichern, und gefühlvollern Händen feine Fäden zu drehen. Man hat aber bey dem Hecheln dahin zu sehen, daß die Hechlerinn keine Nester im Flachse lasse, sondern ihn ganz rein durchziehe, so wie man auch das Werg durch hinlängliches Schütteln von den Schäben gehörig reinigen muß, welches Werg dann von jeder Hechel besonders genommen, und, soviel es thunlich ist, fein versponnen wird. Das feinere Werg kann auch mit Baumwolle gesponnen werden; man schlägt es nämlich mit einem Schlägel, bis es ganz weich wird, hierauf kochet man es in einer

Aschenlauge im kupfernen Kessel, spült es dann in lauem Wasser aus, und kocht es noch einmal eine Stunde in Lauge, worein Seife gequerlt worden; zuletzt wird es wieder ausgespült und getrocknet, endlich wie Baumwolle geschlagen, gekratzt und gesponnen.

Vielleicht haben manche meiner Leserinnen schon von dem sogenannten Oelflachse gehört, und wissen dessen Bereitungsart nicht; denen zu gefallen will ich das Verfahren hiemit erzählen; nur es aber Ihnen überlassen, ob Sie einen Versuch damit machen wollen. Ein Pfund Flachs wird in kleine Docken abgetheilt, jede derselben zusammen gemacht, und die Enden zusammen gedreht; hierauf klopft man dieselben nach und nach mit einem hölzernen Schlägel auf einem glatten Steine, sanft, aber doch Schlag an Schlag und auf beyden Seiten, bis er inwendig heiß ist, und von außen glänzend und fett scheint: nun läßt man die Docken erkalten, löset das Geflechte auf, und hechelt sie, wie gewöhnlich. Sodann nimmt man auf ein Pfund Flachs ein Quart Wasser, am besten Flußwasser, und ein halbes Quart gutes Baumöl, hierein schabt man ein Viertelpfund frischen Talg, und kocht alles in einer verzinnten Pfanne so lange, bis

das Wasser gänzlich verraucht ist. Diese Salbe kann man in einem verstopften Glase bis zum Gebrauche aufbewahren. Wenn man den Flachs gehechelt hat, streichet man etwas in beyde hohle Hände, ziehet jede Docke durch, daß sie Oel anziehet, und bürstet sie dann recht glatt und gleich.

Nun wäre endlich der Flachs bis zum Spinnen gekommen; aber hier bedarf es neuer und sehr grosser Aufmerksamkeit, um das möglich beste Garn nach so mühsamen Vorbereitungen zu erlangen. Es ist hier nicht der Ort, meinen Leserinnen eine besondere Beschreibung von dem Verfahren bey'm Spinnen selbst zu geben; man findet leicht an jedem Orte eine Lehrmeisterinn, die genauern Unterricht geben wird, als es schriftlich geschehen kann; eben so wenig kann ich Ihnen durch Worte die Werkzeuge zum Spinnen so deutlich abbilden, daß Sie nicht durch's eigne Gesicht eher und richtiger eine Idee davon bekämen; man hat eigentlich deren nur zwey, nämlich die Spindel und das Rad, bey welchen aber viererley Erfindungen statt finden. Gewöhnlich pflegt man das letztere mit dem Fuße zu treten, und mit der Hand nur die Fäden aus dem Flachsrocken auszuziehen. Die gleiche Anlegung

legung des Rockens, da die Flachsfäden so viel möglich in gleicher Lage unverworren darum gelegt werden müßen, und die gleiche Ausziehung der Fäden, machen die größte Kunst einer guten Spinnerinn aus; denn nur das Garn, welches durchgehends gleich und ohne Knoten ist, wird hoch geschätzt.

Vielleicht erwartet man, daß ich meinen Leserinnen den Gebrauch des einen Spinnwerkzeuges vor dem andern anpreisen soll. Da indeß in Schlesien größtentheils das Spindelgarn, in andern Provinzen aber das Rädelgarn vorgezogen wird, und ich keinem gern zu nahe treten wollte, so will ich mich in diesen Streit nicht weiter einlassen, sondern nur so viel sagen, daß eine gute Spinnerinn auf beyden feines und gutes Garn bereiten kann, nur daß bey dem Rädelgarn die Behutsamkeit erfordert wird, damit es nicht überdreht werde, als welches keine gute Leinwand giebt.

Da bey den gemeinen Spinnrädern der Fuß viel zu schaffen hat, so hat man darauf gesonnen, diesem einige Erleichterung zuwege zu bringen, indem man eine Spinnmaschine erfunden hat, wo eine einzige Person vermittelst

einer Korde, drey und mehrere Spuhlen, und eine Haspel in Bewegung setzen kann. Auch hat man Räder mit zween Spuhlen, wo eine Spinnerinn mit dem ganzen Leibe arbeitet; indem sie mit den Füßen das Rad in Schwung bringt, mit beyden Händen aber auf zweyen Spuhlen zugleich spinnen kann; eine geübte Spinnerinn kann auf diesem Rade beynahe noch einmal so viel zuwege bringen, als eine andre; nur daß es sich, mit beyden Händen zugleich zu spinnen, schwer lernen läßt, und lange Uebung erfordert. Der Faden, welchen die rechte Hand ziehet, ist gewöhnlich etwas stärker, als der von der linken.

Ich könnte hier noch mehrere Erfindungen von Spinnrädern anführen; da aber diese meist nur für diejenigen Häuser bestimmt sind, und Vortheil bringen können, wo viele Personen vom Spinnen Profession machen, als Waisen = Zucht = und Armenhäuser, oder eigentliche Spinnschulen, so übergehe ich sie hier, und will nur noch des vom Herrn Professor Halle beschriebenen Damenspinnrädchens gedenken, welches seiner artigen Erfindung und bequemen Form halber hier eine Erwähnung verdient.

Dieses

Dieses wird mit der rechten Hand gedreht, inzwischen man mit der linken den Faden ausziehet. Das ganze Rädchen ist so klein, daß man es völlig auseinander nehmen, und in den Neh= oder Strickbeutel stecken kann. Will man nun spinnen, so wird es wieder zusammen geschraubt, und mit einer seidenen Scherpe um den Leib gebunden, da man dann ganz bequem und zierlich am Kaffeetische mit der Spinnerey sitzen kann. Herr Professor Halle hat in seiner **Leinwandmanufaktur** eine Zeichnung davon geliefert.

Wie gut läßt es einem Frauenzimmer, wenn es sich mit Spinnen beschäftiget! Selbst Damen vom ersten Range dürfen sich nicht schämen, sich mit dieser Arbeit zu befassen. Aber vielleicht werden sich manche zärtliche Frauenzimmer mit ihrer schlechten Brust entschuldigen, die ihnen nicht erlauben würde, sich mit Spinnen abzugeben: wenn aber der Flachs nach den vorhergegangenen Vorschriften vollkommen vom Staube gereiniget und verfeinert ist, so kann ihnen davon keine Beschwerlichkeit zugehen, welches bey gemeinem Flachse geschieht: und was das Benetzen anlanget, so können sie ja ein porzellaines Gefäß, oder auch einen Schwamm mit

Wasser anhängen, in welchem sie sich von Zeit zu Zeit die Finger anfeuchten.

Das Spinnen ist eine der allerältesten Arbeiten, und wir finden in der alten Geschichte häufige Beyspiele, daß selbst Fürstinnen sich damit beschäftigten, so wie es auch wohl jetzt noch keinen Erdstrich giebt, in welchem sich nicht die Frauenzimmer mit diesem Geschäfte abgeben: selbst die schwarzen Weiber in Marocko, und die Tartarinnen arbeiten in Flachs und Wolle, und die Einwohnerinnen von Astrachan spinnen letztere so fein, daß ein Pfund ihres Garnes 3 bis 4 Thaler im Preise ist. Und wem sollte nicht die schöne Schilderung des Königes Salomo hiebey einfallen, wenn er unter die vortrefflichen Eigenschaften einer guten Gattinn auch diese rechnet: **Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen; sie strecket ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Hände fassen die Spindel: sie fürchtet sich ihres Hauses wegen nicht vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleidung, sie macht sich selbst Decken: weisse Seide und Purpur ist ihr Kleid. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben.**

Sehen

Sehen Sie, theuerste Freundinnen! so ehrwürdig können wir am Spinnrocken werden, und uns durch Fleiß nicht nur um unsere Familie, sondern selbst noch um die Nachwelt durch unser gutes Beyspiel verdient machen. Zudem ist das Spinnen mehr eine angenehme Unterhaltung und ein Zeitvertreib, als eine mühsame Arbeit zu nennen. Wie geschwind verstreicht nicht der lange Winterabend, wenn man am Rädchen sitzt und spinnt, und sich dabey etwas Nützliches und Unterhaltendes vorlesen läßt, oder ein Liedchen dazu singt? Zu diesem Ende haben wir folgendes Lied verfertiget, und eine Melodie dazu komponiren lassen. Wir hoffen, daß unsere Leserinnen hievon Gebrauch machen, und es zur angenehmen Unterhaltung bey'm Spinnrocken singen werden, so wie wir selbst, gleichsam zum Zeitvertreibe, unter Gesang schon manches Spühlchen angefüllet haben.

Lied

Lied

bey'm Spinnrade

zu singen;

mit einer Melodie.

1.

Wie schön läßt's einem Mädchen,
wenn es hübsch fleißig ist;
wenn ihm am Spinnerädchen
so manche Stund verfließt:

*

Drum rundum, rundum Rädchen!
Ich will auch fleißig seyn,
will zieh'n ein feines Fädchen,
und keine Knoten drein.

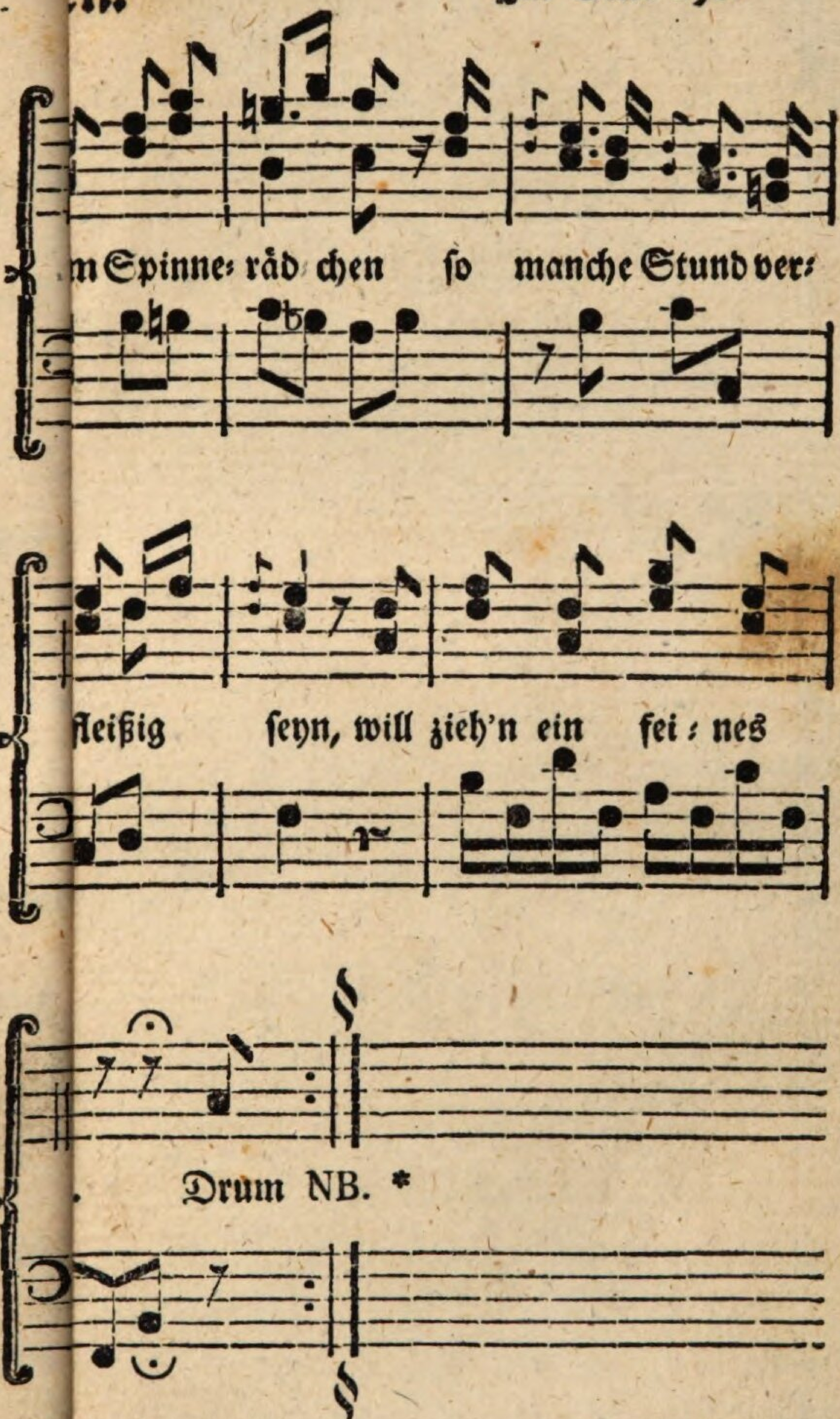
2.

Es giebt wohl manches Mädchen,
das gar nicht spinnen mag;
es schnarcht in ihrem Bettchen
bis in den hellen Tag.

Doch

en.

Zur Seite 190.



rund um 2c. im Chor wiederholet werden.

*

Doch das ist wahre Schande
für unser ganz Geschlecht,
und in dem halben Lande
schilt man hierauf mit Recht.

3.

Scharlott' kann manche Stunden
vor ihrem Spiegel steh'n:
und ist die Zeit verschwunden,
was ist dann Gut's gescheh'n?

*

Was hilft dem Frauenzimmer
die Schönheit und die Pracht?
dieß ist nur eitel Flimmer,
der es nicht werther macht.

4.

Kalliste liebt das Lesen,
und seufzt bey fremdem Schmerz:
was hilft erdichtet Wesen?
Es täuschet nur das Herz.

*

Ja, trösten einen Armen
werkthätig in der Noth,
das ist wahrhaft Erbarmen,
und das gebiethet Gott.

5.

Lisett' las Werthers Leiden,
und Siegwarts Buch dazu:
dahin sind ihre Freuden,
dahin ist ihre Ruh'!

*

D'rum will ich lieber spinnen,
und froh und munter seyn;
da läßt sich was gewinnen,
und meine Seel' bleibt rein.

6.

Die Zeit wird schnell vergehen;
der Weber will Gespinnst:
Und dieß soll bald geschehen;
er hat sonst kein Verdienst.

*

Drum fleißig drauf gesponnen,
wird auch das Füßchen matt;
Soll es der Müh' nicht lohnen,
wenn man schön Leinzeug hat?

7.

Nur flink und rasch ihr Glieder!
ich sing' ein Lied dazu;
leg' mich dann Abends nieder,
und süß schmeckt mir die Ruh'.

*

Drum rundum, rundum Rädchen!
Ich will auch fleißig seyn;
will zieh'n ein feines Fädchen,
und keine Knoten drein.

Vom Weben der Leinwand.

Wir haben bereits das Garn vom Spuhle auf den Haspel gebracht, und nun ist es unsre Sorge, wie wir Leinwand daraus verfertigen lassen wollen; zwar könnten wir mit dem größten Vortheile dieselbe in unserm Hause selbst weben assen; da aber die meisten Hausmütter hiezu keinen Platz oder auch nicht die Gelegenheit haben, sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, so müßen wir uns begnügen, nur die Art, Muster und Breite des Leinens anzugeben; übrigens aber unser Garn durch eigne Weber verarbeiten lassen. Wir können aber zum Verweben nicht nur grobes oder werriges und feines oder flächsenes Garn, sondern auch baumwollenes, ja selbst seidnes Gespinnst geben, und wir erhalten davon mancherley Gewebtes, zu Leib- Tisch- und Bettwäsche, zu Hausgeräthe und Kleidungsstücken.

Die beste Hausleinwand für unsre Domestiken und gemeine Leute ist, wenn man von festem flächsenen Garn zum Aufzuge, und schönes weich-

weichwerriges zum Einschlage nimmt, nur ist dabey zu merken, daß das flächsene Garn sehr fest seyn muß, weil es sonst unter der Arbeit mehr zerreist, als wenn ebenfalls flächsen Garn eingeschlagen wird. Bessere Hausleinwand giebt es wohl, wenn beydes, Kette und Einschlag, von gutem flächsenen Garne ist, und trift man es auf diese Art, daß eben so viel Garn zum Einschlag, als zum Aufzug genommen wird, so erhält man eine vortreffliche Leinwand, die zu Hemden und Bettzeuge sehr weich und geschmeidig ist; man kann aber am besten bemerken, ob dieß gleiche Maas getroffen worden, wenn man die Leinwand gegen das Licht hält, und die Fäden ein gleiches Viereck formiren.

Man kann auch mancherley bunte Leinwand machen lassen, wenn man entweder türkisches, oder anderes farbigtes Garn zwischen das weiße nimmt. Ob man nun gleich in den Städten das erstere zum Kauf bekömmt, und zu dem letztern hin und her sehr geschickte Färber findet, so ist es doch vortheilhafter, wenn auch hievon eine Hausmutter hinlängliche Kenntnisse besitzt, um sich nach ihrem Belieben Farben, Fassonen und Abänderungen zu schaffen; und der weibliche Erfindungsgeist findet hier ein weites Feld vor

 sich,

sich, sich in gefälligen Mischungen der Farben, oder in zierlichen Mustern hervorzuthun. Und dieser Wettstreit unter ämsigen Hauswirthinnen, sich in schönen Leinen zu übertreffen, würde gewiß größern Nutzen für das Hauswesen, und ihnen selbst wahrlich mehr Ehre bringen, als wenn sie sich um den Vorzug in ausländischen Bändern und Moden streiten.

Die ächten Farben, vorzüglich aber das dunkelblaue Garn pflegt man zuvor, ehe man es dem Weber übergiebt, mit siedendem Wasser zu brühen, damit es nachher unter der Arbeit nicht so sehr abfärbt, und die weißen Streifen unrein und unscheinlich macht. Soll aber die Leinwand nur von Einer Farbe, als dunkelblau u. s. w. seyn, so braucht es eben nicht von schon gefärbtem Garne gewebt zu werden, sondern man färbt es nachher erst nach Gefallen. Gewöhnlich pflegt man diese gefärbte Leinwand auch zu glätten, und dieses ist nun wieder eine Verrichtung, die eine Hausmutter mit ihren Domestiken übernehmen kann; denn ist die Leinwand fein, so kann man sie ohne Schwierigkeit glätten, und macht sich dabey eine gute Bewegung, welche die Gesundheit befördert, und nach welcher das Frühstück oder Mittagsessen noch einmal so gut

schmeckt, als sonst. Wir haben auch schon gehört, daß es noch andere Materialien zum Verweben giebt; wir erinnern nur noch die Fleuretseide, Baumwolle und Wolle, welche eine sehr gute Sommer- und Winterkleidung liefern, wenn sie mit leinen Garn vermischt werden. Wenn Seide oder baumwollen Garn in das leine eingeschlagen werden soll, so muß das letztere sehr fest seyn, sonst wird es von dem erstern zerschnitten; dergleichen weiße Leinwand mit Baumwolle vermengt, ist ausserordentlich warm und weich, daher es sich zu allerley Kleidungsstücken gut gebrauchen läßt. Und man kann sie, wenn man Seide oder Wolle dazwischen nimmt, den Zeugen ziemlich nahe bringen, besonders wenn man sich mit guten Farben und artigen Mustern Mühe giebt.

So ist dieß zum Beyspiele ein sehr hübscher Leinzeug, wenn man den Aufzug und Einschlag von buntem Garne macht, und sechs oder acht Fäden gezwirntes weißes baumwollenes Garn dazwischen schlägt. Einen anderen schönen ächten aschgrauen Leinzeug erhält man, wenn man schwarz seidene Lappen klein zupfet, zween Theile von dieser Seide, und drey Theile weiße Baumwolle untereinander kämmet und spinnet; diese

Farbe

Farbe geht auch nicht durch's Waschen aus. Weiße Leinwand kann man auch mit Cattun- oder Zitz-ähnlichen Mustern und Farben bedrucken, und man hat schon manche eigne Fabriken zu dieser Art Druckerey; doch können sich Hausmütter selbst damit befassen; und wenn sie es auch schon nicht zu jener Vollkommenheit dabey bringen sollten, so ist es doch sehr vortheilhaft, wenn man abgenutzte Bett- und Tischtücher durch solches Drucken wieder auffrischt, und zu Kinder- oder Domestiken-Sachen anwendbar machen läßt.

Wir gehen nun zu einer besondern Art Leinwand über, die man auch Drell oder Zwillig nennt, und die zu Tischtüchern, Servieten, Bettüberzügen und Handtüchern gebraucht wird; der gemeine Drell hat gewisse Muster oder Formen, der gezogene oder Damastdrell aber Blumen und Figuren: daher nicht jeder Weber fähig ist, dergleichen zu machen, auch muß der Weberstuhl besonders dazu eingerichtet seyn.

Aufmerksame Hausmütter sammeln sich eigne Musterkarten, wenn sie bey ihren guten Freundinnen gefällige Desseins finden, obgleich auch die Drell- oder Zwilligweber dergleichen vorzuweisen

weisen haben, so wie man ebenfalls an jedem Orte, wo eine Kunst- und Buchhandlung ist, sich solche in Holzschnitt oder Kupfer gestochene Musterkarten anschaffen kann, als z. B. das Weberbildbuch von 72 Zeichnungen zu 15 bis auf 40 schäftig, nebst den nettesten Gattungen von rothgestreiften Arbeiten, sammt den dazu gehörigen Zügen und Schnürungen u. s. w. nebst einer schriftlichen Anleitung von Frickinger. Schwabach und Leipzig, bey Enders 1740. Kirschbaums Bild- und Musterbuch der Leinen- und Bildweberkunst, 4. Med. Heilbrunn 1771.

Zu einem gewöhnlichen Tischgedecke rechnet man ein Dutzend Servietten; zu Tafeltüchern aber, welche sehr groß, und wegen ihrer Güte zu zahlreichen Gastgeboten bestimmt sind, nimmt man wohl zwey oder drey Dutzend. Ein gemein Tischtuch wird von zwey Breiten, jede von $3\frac{1}{2}$ Elle in die Länge, gemacht, so, daß es also in der Mitte eine Nath bekömmt, jede Hälfte ist $1\frac{1}{2}$ Elle breit; ein feines Damasttuch aber wird im Ganzen ohne Nath gewirkt, und gemeiniglich 18 Ellen lang und 3 Ellen breit gemacht. Die Servietten pflegt man $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{5}{4}$ Ellen breit

breit zu machen; jedoch die schlechtern Tücher, die man zum Abtrocknen des Tischzeuges u. d. gl. gebraucht, können kleiner seyn. Zu Handtüchern macht man gemeiniglich den Zwillig schmäler, und 3 Ellen lang, doch ist dieß nichts festgesetztes, sondern kömmt auf das Belieben einer jeden Hausmutter an.

Nun werden aber meine Leserinnen ohne Zweifel die Ausführung eines Punktes von mir erwarten, der äußerst wichtig, aber auch schwer auseinander zu setzen ist; die Sache betrift nichts weniger, als wie man der Gewinnsucht und Betriegerey mancher Weber entgehen, und nach festgesetzten Regeln ihre Treue bey der Arbeit sicher beurtheilen könne. Man hat zu diesem Behufe eigene Tabellen, nach welchen man den Betrag der Leinwand ziemlich genau berechnen kann; da aber diese Nachrechnungen für unsere Blätter zu weitläufig seyn würden, so fügen wir sie hier nicht bey, sondern diejenigen Freundinnen der Weberey, die sich mit dergleichen Berechnungen abzugeben Lust haben, (denn nicht jede möchte dieselbe ihrem Fassungsvermögen angemessen finden,) verweisen wir auf den vierten Theil der Germershausischen Hausmutter, wo sich die Tabelle des Herrn Prof. Zeplichal

in

in Breslau, nebst einer umständlichen Anweisung, von der rechten Anwendung derselben befindet. Bequemer wäre nun freylich wohl die Methode, die Leinwand nach dem Gewichte zu berechnen, wenn man nämlich dem Weber das Garn zuwägt, und nachher wieder die Leinwand nach dem Gewichte von ihm übernimmt, nur daß das Wägen der Leinwand erst alsdann geschehen muß, wenn die Schlichte oder der Mehlkleister, mit dem sie in der Arbeit überstrichen werden muß, herausgewaschen, und die Leinwand wieder wohl ausgetrocknet ist; mit völliger Gewißheit kann man aber doch auf diese Weise den innern Gehalt der Leinwand nicht bestimmen, nur grobe Betriegereyen werden uns dadurch merkbar; bey feinem Garne kann man um so leichter hintergangen werden, wenn der Weber einiges davon mit etwas stärkerm vertauscht, welches mehr ins Gewicht fällt. Ich will also ein anderes und sicherers, aber freylich etwas mühsameres, Mittel an die Hand geben, womit man die Betriegerey des Webers zuverläßiger entdecken kann. Man muß nämlich das Garn von dem Spuhlen auf einen Schnellhaspel winden, und jeden Schneller unterbinden lassen. Denn da weiß man genau, wie viel der Schneller Ellen hat, es mag nun das Garn fein, mittelmäßig oder

grob

grob seyn. Man kann also leicht berechnen, wi viel bey der ganzen Leinwand Schneller Garns sind, und ob von dem Weber nichts zurückbehalten worden sey. Man darf nämlich nur, eh man dem Weber das Garn übergiebt, die Schneller richtig zählen, und wann die Leinwand zurückkömmt, erstlich der Länge nach messen; denn was die Breite betrift, ist es ohnehin am besten und gewöhnlichsten, wenn es genau eine baierische Elle hält. Hierauf zählt man die Fäden des Zeddels, wie viel zum Beyspiele in einer halbviertel Elle enthalten sind. Dann zähle man sie auf die nämliche Art und in der nämlichen Maaß in dem Einschuße, und multiplizire dann beydes mit 8, damit man wisse, wie viel eine Elle Leinwand der Länge und Breite nach Fäden habe: und hiernach kann man leicht durch die Multiplikazion finden, wie viel Ellen Garns, und folglich auch wie viel Schneller das ganze Stück Leinwand hat; und auf solche Weise kann ich genau sehen, ob ich von dem Weber nicht übervortheilt worden bin.

Ein Beyspiel.

Der Weber bringt ein Stück Leinwand zu 30 baierische Ellen. NB. Nach Auszählung findet sich, daß $\frac{1}{8}$ Elle 250 Fäden, folglich 1

Elle

Elle 2000 Fäden im Zeddel, und eben so viel im Eintrag hat. Nun fragt sich, wie viel Schneller Garns bey dem ganzen Stücke sind?

Anmerkung. Ein Schnellhaspel hält im Umfange 2 Ellen. Ein Schneller einen Faden 1400 baierische Ellen lang, oder einen Doppelfaden von 700 Ellen. NB. In manchen Orten hält ein Schneller nur 1200 baierische Ellen, wo sodann die Berechnung danach einzurichten ist. **Zeddel, Wepfe, Schweif**, heißt das Garn, welches nach der Länge der Leinwand hinläuft: und **Eintrag, Einschuß, Einschlag** werden die Fäden genannt, welche über Quer nach der Breite der Leinwand herüberlaufen oder eingeschlagen werden.

Berechnung:

250
8
———
2000
2
———
4000
3 0
———
120000
14 00 | $85\frac{6}{7}$ Schneller.

Die

Die Antwort auf die obige Frage fällt also heraus, daß nicht mehr als $85\frac{6}{7}$ Schneller Garns bey oben angegebenem Stücke Leinwand sind. NB. Da sich aber auch durch das Anknüpfen etwas verliert, so mag man gerade 86 Schneller annehmen.

NB. Wenn man ungleiches Garn hat, wovon eines mehr als das andere gedreht ist, so soll man das mehrgedrehte zum Zeddel nehmen lassen, weil die Leinwand dauerhafter wird, obschon es die Weber nicht gern thun, weil es öfter abbricht, und sie also in der Arbeit länger aufgehalten werden.

Doch was hilft auch alle Behutsamkeit und Berechnung, wenn wir den Betrug, welcher uns gespielet worden, hintennach entdecken, besonders wenn er nicht so wichtig ist, daß man eine gerichtliche Klage darüber führen mag. Das einzige und rathsamste also ist, was wir thun können, daß wir uns bey unseren Freundinnen nach demjenigen Weber erkundigen, welcher den Ruf der vorzüglichsten Geschicklichkeit, und dabey der größten Ehrlichkeit für sich hat.

Bey=

Beyspiel
einer Berechnung,
wie hoch eine Elle Leinwand von einem gewissen Gehalte kömmt.

Wir nehmen also an, man habe von 10 Pf. Flachs, wovon jedes 26 kr. kostete, Garn spinnen lassen, und für jedes Pfund 30 kr. bezahlt. — Für Beuch- oder Sechterlohn vom Schneller 1 Heller, 8 Schneller auf 1 Pf., oder gerade 1 kr. vom Pf — Weberlohn von der Elle 10 kr. — Das Stück Leinwand wird 35 Ellen lang. — Bleicherlohn von der Elle 2 kr. Frag: Wie hoch kömmt nun die Elle von dieser Leinwand zu stehen? NB. Der Abgang beym Spinnen und Beuchen wird wieder ersetzt, damit das Garn gerade wieder 10 Pf. wiegt.

Ansatz:

10 Pfund Flachs à 26 kr. = =	4 fl.	20 kr.
Spinnerlohn vom Pf. 30 kr. = =	5 —	—
Sechterlohn. = = = = = =	- —	10 —
Weberlohn à 10 kr. von der Elle. =	5 —	50 —
Bleicherlohn à 2 kr. = = = =	1 —	10 —
	16 fl.	30 kr.

Berech-

Berechnet nach der Regel de Tri:

35 Ellen kosten 16 fl. 30 kr. was kostet 1 Elle?

```
        60
      ----
       960
        30
      ----
       990 | 28 2/7 kr.
        35 |
        70 |
      ----
       290
        35
       280
      ----
     (10/35) = 2/7 kr.
```

Folglich kömmt die Elle auf 28 Kreuzer und nicht gar 1 Pfennig zu stehen.

Oder nach der sogenannten Reesischen Regel angesetzt:

```
      kr. ? | 1 Elle.
   Ellen 35 | 16 1/2 fl.
      fl. 1 | 60 kr.
          2 | 33
          7 | 12
            | 6
            | 198 | 28 2/7 kr.
            | 7   |
```

Vom

Vom Bleichen.

Die fertig gewebte Leinwand hat theils von der hineingebürsteten Schlichte, theils und hauptsächlich vom Garne selbst eine unangenehme graue Farbe. Man sucht sie also weiß zu machen oder zu bleichen.

Ehe man die Leinwand dem Bleicher übergiebt, muß man sie, um die Schlichte und andere Unreinigkeit herauszuschaffen, etwa 12 Stunden lang in einer lauigten Lauge einweichen, und dann wohl 1 Stunde lang heiß ausbrühen, und sodann im frischen Wasser auswaschen. Nachher übergiebt man sie dem Bleicher, wenn man nicht selbst hiezu Gelegenheit hat. Die Leinwand wird auf einem mit Grase bewachsenen Platze mit Pflöcken aufgespannt, und so oft mit Wasser begossen, als sie trocken geworden ist. Bey dem Verdünsten des Wassers zieht die Luft und die Sonne die Unreinigkeiten vollends hinweg, so, daß die Leinwand endlich ganz weiß wird. Es gehen aber wohl 4 bis 5 Wochen darauf, ehe sie ihre vollkommene Weiße erhält. Während der Bleiche ist hauptsächlich zu

sorgen, daß die Leinwand wohl begossen, täglich umgewendet, und während der ganzen Bleichzeit noch ein paarmal ausgelauget werde. Von der Beschaffenheit des Wassers hängt alles bey der Bleiche ab; denn wo reines und weiches Wasser ist, geht die Bleiche viel besser, als bey hartem und mit fremden Theilen vermischtem Wasser vor sich.

Ein Hauptfehler ist, daß manche die Bleiche mit Kalk befördern; denn der Kalk frißt nach und nach den Faden, die Leinwand wird mürbe, und verliert ihre Haltbarkeit; und überdieß bekömmt die Wäsche nachher eine gelblicht rothe unangenehme Farbe.

Zuletzt, wenn die Leinwand von der Bleiche gekommen, kann man noch einen Hauptvortheil, die Säuerung, anwenden. Die gebleichte Leinwand wird nämlich in einen Bottich, oder Zuber gethan, und saure Milch darauf gegossen, und mit Füßen getreten, oder eingepocht, bis sie völlig durchdrungen und naß ist. Wenn sie auf diese Art wohl durchgearbeitet ist, läßt man sie noch einige Stunden so stehen, und endlich wird sie in reinem Wasser ausgewaschen, und hübsch getrocknet.

Von

Von der Wäsche.

Hier ist hauptsächlich zu merken:

1) Daß die schmutzige Wäsche nicht in einem Kasten oder Truhen verpackt, sondern auf Seilen bis zur Waschzeit aufgehängt werde; denn in feuchten Orten verstickt sonst der Leinenzeug, zieht Flecken an, und der Faden vermodert, und der fette und scharfe Schmutz zerfrißt ihn dergestalt, daß er in kurzer Zeit in Stücke zerfällt, ohne daß man deswegen der Wäscherinn eine Schuld beylegen darf.

2) Eine gar zu heiße Lauge brühet vielmehr die Flecken ein, als daß sie dadurch herausgezogen werden.

3) Eine zu scharfe Lauge macht die Wäsche gelb, besonders wenn sie nicht mit sonderheitlichem Fleiße ausgeschwemmet wird.

4) Die schwarze Seife hinterläßt in der Wäsche einen widerlichen Geruch; weiße Seife aber muß an einem warmen Orte recht ausge-

trocknet und hart werden, weil sie sich sonst zu geschwinde verdünnt und auflöset, und im Reiben dem Leinenzeuge zu schwach widersteht.

5) Alles feine Gewebe soll nach der Länge der Fäden gerieben werden.

6) Ein Hauptschaden in der Wäsche ist, daß die Wäscherinnen, um die Seife zu ersparen, mit Bürsten und von Kühehaaren gemachten Reibern die Wäsche so hart hernehmen, daß sie in kurzer Zeit in Lumpen zerfällt, da sie außerdem noch lange Zeit hätte getragen und genützt werden können.

Anwei-

Anweisung,

Kattun, gedruckte und gestreifte Leinwand, auch seidene Tücher zu waschen.

Man hört so oft die Klage, daß jetzt die Farben zu Kattunen und gefärbten leinen Garn so schlecht wären, daß sie wenig Wäschen aushielten; man würde sich aber weniger beklagen, wenn man nur dergleichen Wäsche geschickter zu behandeln wüßte. Ich glaube also einigen meiner Leserinnen, die mit dieser Art Wäscherey noch nicht bekannt sind, einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Ihnen eine Anweisung gebe, wie Sie alle Kattune, gedruckte und seidengestreifte Zeuge, ohne Schaden waschen sollen.

Vor Allem muß ich Sie aber die Verfertigung der Seife lehren, die man bey dieser Wäsche nöthig hat. Ich könnte Ihnen zwar mehr, als eine dergleichen Komposizion bekannt machen; aber wozu? Sie würden nur verschiedene Versuche machen müßen, um zuletzt beurtheilen zu können, welche die beste sey; — da Sie im Gegentheile dieser Mühe überhoben sind, wenn ich

Ihnen gleich die vorzüglichste Art dieser Seifen vorschreibe, welche nach öftern Erfahrungen als die beste befunden worden. Da ich glaube, daß Sie vielleicht nicht zu viel einmal waschen wollen, so werde ich die Bestandtheile dieser Seife nur im Kleinen ansetzen. Sie können ja, wenn Sie mehrere Wäschen haben, jedes Stück dazu verdoppeln, oder nach Belieben vervielfältigen. Sie nehmen also 6 Loth ordinaire Seife, Kremor Tartari und Grünspan, jedes wohl pulverisirt eine Messerspitze und 30 oder 40 Tropfen Zitronensaft. Die Seife wird mit einem Messer klein geschabt, und dann die andern Spezies darunter gearbeitet; man kann es mit den Händen, wie einen Teig, würken, und, wenn es nicht feucht genug ist, auch noch etwas reines Wasser dazu nehmen. Sie können nun Kugeln davon machen, die Sie aber vor dem Gebrauche wohl trocknen müßen. Diese Seife können Sie nicht nur bey dieser Wäscherey brauchen, sondern auch halbseidene Zeuge damit reinigen. Zu dieser Wäsche haben Sie nichts, als laulichtes, auch wohl, wenn Sie fürchten, daß die Farben verschießen sollten, ganz kaltes Wasser nöthig; übrigens wird es, wie andere Wäsche, einigemal ausgewaschen, und zuletzt die Seife mit klarem Wasser ausgespühlt. Das einzige haben Sie zu beob-

beobachten, daß die Wäsche nach jedesmaligem Auswaschen aufgeschüttelt hingelegt werde; sollte man dieß übersehen, und sie lange zusammengewunden liegen lassen, so würde sie streifig werden; auch muß sie unverzüglich zum Trocknen aufgehangen und trocken gestärkt werden. Sollten Sie aber die Wäsche nicht gleich trocknen können, so ist es noch besser, sie über Nacht in frischem Wasser liegen zu lassen.

Ich füge hier noch eine Art, seidene Tücher zu waschen, bey, von welcher ich versichern kann, daß sie sehr schön werden, wenn man nichts dabey versieht.

Man nimmt Weitzenkleye in ein Säckchen, und läßt sie kochen. In dieser Lauge, wenn sie gehörig abgekühlt und nur noch etwas laulicht ist, wäschet man nun die Tücher dreymal durch, und spület sie bald in kaltem Wasser aus; doch gilt auch hiebey die obige Anmerkung, alles bald aufzuschütteln. Alsdann nimmt man Quittenkörner, weicht selbige über Nacht in Brandtewein, woraus dann ein dicker Schleim wird, den man zum Gebrauche mit noch mehrerem Brandtewein nach Belieben verdünnt, und die Tücher, statt ordinairen Kraftmehls (Stärk) damit härtet.

Sind sie meist übertrocknet, so werden sie entweder sehr stark gepreßt oder gerollt, und (wie wir hier zu Lande sagen) gemanget, und zuletzt mit warmem, NB. nicht heißem Eisen überfahren.

Neue Art, die Wäsche zu stärken.

In Holland fängt man an, auf eine ganz neue Art die weiße Wäsche zu stärken. Man nimmt die gemolkene Milch, setzt sie ungefähr 48 Stunden lang an einen kühlen Ort, sucht es aber zu verhüten, daß sie nicht gerinnt. Alsdann nimmt man die Sahne (Rahme) so behutsam ab, daß davon gänzlich nichts auf der Milch zurück bleibt. In diese Milch nun, die desto brauchbarer ist, je länger sie gestanden hat, wird die Wäsche getaucht. Hierauf trocknet und plättet man sie.

Ver=

Verschiedene Flecken
aus Wäsche und Kleidern zu bringen.

Zur Herausbringung der Flecken aus der Wäsche und den Kleidern, giebt es in grossen Städten besondere Fleckausmacher. Es ist aber bey'm Herausbringen der Flecken ein grosser Unterschied zwischen wollenen und seidenen Zeugen, delikaten und gemeinen Farben, Fett= Wein= und andern Flecken zu beobachten. Wer nicht recht vorsichtig damit umzugehen weiß, verdirbt oft die kostbarsten Kleidungsstücke, oder vergrößert die Flecken. Den Fleckkugeln und Fleckseifen, welche die Tablettkrämer auf Messen, und Jahrmärkten rc. herumtragen, ist wenig zu trauen.

Die **Fleckkugeln** werden insgemein folgender Gestalt verfertiget. Man nimmt ½ Pfund klein geschabte venezianische Seife, 3 Unzen Spieköl, 4 Löffel voll Ochsengalle, und so viel Zitronensaft als nöthig ist, die Stärke, die unter obiges gemischt wird, anzufeuchten. Hieraus werden Kugeln gemacht. Ehe man sie aber brauchet, müßen sie recht trocken geworden seyn.

Die

Die Flecken werden mit warmem Wasser ausgewaschen, hernach mit der Fleckkugel überstrichen, und darauf wieder mit warmem Wasser rein ausgewaschen.

Eine andere Art Fleckkugel zu machen, womit alle Schmutz- Oel- Fett- und dergleichen Flecken aus den Kleidern gebracht werden können, ist folgende:

Es werden ein, zwey oder nachdem man viel oder wenig benöthiget, mehrere frische Eyerdottern genommen, solche in ein reines Gefäß gethan und abgeklopft oder gerühret, und mit ein wenig Brandtewein vermischt, alsdann über ein Kohlfeuer gesetzt, und so lange stehen gelassen, bis selbige dicke sind; wobey man aber die Vorsicht gebrauchen muß, daß sie nicht brandig werden. Hernach werden sie, wann sie wiederum abgekühlt, herausgenommen, und in Form einer Kugel gedruckt. Ist nun dieses, wie gesagt, gethan, und vorgenommen worden, und man will die Kleider von Oel- Schmalz- Fett- und anderen dergleichen Flecken reinigen, so werden die Orte, wo sich solche befinden, mit reinem frischen Wasser benetzt, und alsdann mit der Kugel bestrichen, hernach abermal frisches Was-

sser

ser darauf gethan, und zwischen den Fingern subtil gerieben, sodann mit frischem Wasser wieder ausgewaschen, und mit einem reinen weißen leinenen Tuche abgetrocknet; sollten es aber schon alte Flecken seyn, die auf einmal nicht heraus zu bringen wären, so wird auf die nämliche Art etlichemal damit verfahren, wo solche alsdann, ohne im geringsten eine Farbe zu beschädigen, vollkommen rein herausgehen werden.

Ein allgemeines Fleckwasser soll folgendes seyn: Man nimmt 2 Pfund Brunnenwasser, thut Pottasche einer Wallnuß groß hinein, und schneidet eine Zitrone in kleine Stücke. Dieses miteinander wohl geschüttelt, und vermischt, muß 24 Stunden an der Sonne stehen, alsdann muß man es durch feine Leinwand durchseihen, und das klare Wasser zum Gebrauch aufheben. Wenn vermittelst desselben der Flecken weggebracht ist, soll man die Stelle mit gemeinem Wasser auswaschen.

Ich halte aber von diesen und andern angepriesenen allgemeinen Mitteln wider alle Arten von Flecken, so wenig wie von Universalarzneyen. Da die Dinge, welche Flecken verursachen, und die Zeuge selbst, worauf sich solche befinden,

von verschiedener Beschaffenheit sind, so erfordern dieselben auch eine verschiedene Behandlung. Ich werde das Wesentliche davon anführen.

Die auf grünen Tüchern und seidenen Zeugen von verschiedenen Säften hervorgebrachten blauen Flecken werden mit Salmiakgeiste (Spiritus salis ammoniaci,) welcher aber vorher mit einer gleichen Quantität Wasser zu vermischen ist, hinweg gemacht. Man muß aber, sobald der Flecken vergangen ist, mit Wasser nachwaschen; sonst entsteht ein gelber Flecken.

Es läßt sich bey gedachten Zeugen auch durch folgendes Wasser die verlorne Farbe wieder ertheilen. Man löset in 1 Quart Brunnenwasser ½ Loth Pottasche auf, und benetzt mit diesem durchgeseiheten Wasser den Flecken. Wann die Auflösung trocken geworden ist, benetzt man ihn nachmals, und wäscht sodann alles mit gemeinem Wasser aus.

Die Fett- und Oelflecken würden sich insgesammt mit einer Seife leicht vertilgen lassen, wann man allemal von der ächten Farbe des

Gewan-

Gewandes überzeugt seyn könnte; allein, im entgegengesetzten Falle vergeht zwar der Flecken, aber mit ihm zugleich die Farbe des beschmutzten Zeuges. Man wähle also einen Körper, von dem man aus Erfahrung weiß, daß ihm das Fett eben so stark, als dem Zeuge, anhängt. Dergleichen sind Löschpapier, gemeine oder venezianische Kreide, weißer Thon ꝛc. Letzterer ist vorzüglicher, weil er sich nicht so fest, als die Kreide, an dem Zeuge anzusetzen pflegt. Wenn man also dergleichen trocknen Thon auf den Flecken schabet, und das Fett oder Oel, vermittelst einer glühenden Kohle in einem Löffel, flüßig macht, so zieht sich ein Theil des Fleckens in den Thon, und der Flecken nimmt ab; er verschwindet aber gänzlich, sobald man dieses etlichemal mit frisch aufgeschabtem Thone wiederholt hat. Man kann auch den Thon mit Wasser zu einer Salbe verdünnen, und diese auf den Flecken bringen. Ist alsdann der Thon trocken, und die Arbeit etlichemal wiederholt worden, so erreicht man gemeiniglich seine Absicht mit weniger Mühe.

Die Fettflecken lassen sich insonderheit aus seidenen Zeugen bringen, wann man Küchensalz in einem neuen Tiegel röstet, den Flecken mit

dem

dem heißen Salze bestreuet, Löschpapier darauf leget, und alsdann mit einem heißen Bügel- oder Plätteisen behutsam darüber wegfährt, wonach sich das Fett aus dem Zeuge in das Salz und Löschpapier zieht.

Oder: man nimmt das Gelbe von einem Ey, bestreicht den Flecken damit, leget alsdann ein Serviette darüber, nimmt Wasser in die Hand, welches so heiß gemacht seyn muß, als man es leiden kann, und läßt solches in die Leinwand und das ganze Zeug stark einziehen. Man reibet es alsdann tüchtig einen Augenblick durch, und wiederholt solches zwey- oder dreymal, wobey man jedesmal von neuem Wasser nimmt. Der Flecken wird solchergestalt durch das Eygelb weggenommen, und dieses in das darauf gelegte leinene Tuch gezogen seyn. Man wäscht hernach den Ort, wo der Flecken gesessen hat, mit reinem Wasser aus, und läßt ihn im Schatten trocknen.

Oder: man nimmt 6 Loth venezianische Seife, schneidet sie ganz klein, läßt sie bey dem Feuer mit einem Quart Wasser gehörig auflösen, und alsdann wieder erkalten. Hierauf werden 6 Eyerdotter genommen, und mit einem Rüth-

chen

chen geschlagen, indessen man das Seifenwasser nach und nach zugießt. In diese Masse tauchet man eine Bürste, und reibt damit den Flecken, wäscht ihn hierauf wiederum in reinem kalten Wasser aus, und trocknet ihn endlich mit einer Serviette ab.

Bey Flecken von Theer und Wagenschmier verfährt man eben so; nur muß man den Flecken vorher mit Baumöl oder ungesalzenen Butter erweichen.

Der Erfahrung zufolge lassen sich **Firniß, Oelfarben, und andere dergleichen klebezichte Materien** am leichtesten aus seidenen Zeugen bringen, wenn man die befleckten Stellen, vermittelst eines leinenen Tuches, etlichemal mit Terpentinöl überstreicht. Der Geruch ist zwar unangenehm; er vergeht aber geschwind und gänzlich wieder.

Um Fett- und Oelflecken aus Kupferstichen zu bringen, nimmt man Schafknochen, und brennt sie zu Pulver. Mit diesem Pulver reibt man den Flecken auf beyden Seiten des Bogens; alsdann legt man den Kuperstich zwischen zwey Blätter reinen Papiers, thut ihn unter

ter eine Presse, und läßt ihn die Nacht hindurch darunter, da sich dann der Flecken ausziehen wird. Sollte man aber noch etwas davon sehen, so kann man den Versuch noch einmal wiederholen.

Koffeeflecken können folgendergestalt aus den Kleidern gebracht werden. Man nimmt frisches Wasser, thut eine Hand voll Salz darein, rührt es wohl durcheinander und wäscht die befleckten Stellen damit.

Die Regenflecken aus den neuen Kleidern zu bringen, nimmt man geflossenes Weinsteinsalz (Oleum tartari per deliquium) und Regenwasser, thut solches zusammen in ein Glas, schüttelt es wohl durcheinander und läßt es hernach eine halbe Stunde stehen. Mit diesem Wasser werden die Regenflecken subtil bestrichen, alsdann mit einem weißen leinenen Tuche nach dem Glanze niedergestrichen, und mit einem warmen Bügel- oder Plätteisen überfahren.

Die Stockflecken aus dem leinenen Zeuge zu bringen, vermischt man ½ Loth Salmiak mit 2 Händen voll gemeinen Salz, stößt

es

es zu einem Pulver, thut es in einen Topf, gießt 2 Quart Flußwasser hinzu, und läßt es $\frac{1}{2}$ Stunde kochen, so ist das Wasser fertig. Man nimmt die Wäsche, worinn die Stockflecken sind, breitet sie trocken auf einen Grasboden aus, benetzt die Orte einigemal mit diesem Wasser, läßt es an der Sonne trocknen, und verfährt nachher etlichemal auf dieselbe Art damit.

Auf Flecken von Theer, Wagenschmier, Schuhwachs 2c. streicht man etwas Eyergelb, läßt es beynahe trocken werden, und reibet es hernach mit laulichtem Wasser. Einige wiederholte Versuche nehmen alles Unreine hinweg.

Man kann auch, wie bereits erwähnt worden ist, den Flecken mit Baumöl, Spieköl, oder ungesalzener Butter bestreichen, und hernach mit weißem Flanell, zwischen 2 Fingern, etlichemal abreiben. Dadurch wird aus dem vorigen ein Fettflecken, der mit Thon oder andern angezeigten Mitteln leicht wegzubringen ist. Noch besser ist der Terpentinspiritus, weil dieser nicht den Fettflecken, wie Oel, zurück läßt.

Einige Tropfen starker Weingeist, die man einige Augenblicke auf dem Theerflecken sitzen

läßt,

läßt, und ihn alsdann zwischen zween Fingern reibet, gehöret ebenfalls zu den guten Gegenmitteln.

Auf eben diese Art können sowohl diese, als auch Wachs- und Staubflecken, sogar aus seidenen Zeugen weggebracht werden, wenn man nur hernach die befleckt gewesene Stelle mit Brod völlig abreibet. Wenn Theerflecken in dem Zeuge nicht zu alt geworden sind, soll auch folgendes Mittel dawider helfen. Man nimmt sehr fette Lichtschnuppe, und schmiert dieselbe über und über dick auf den Flecken; läßt ihn also 1 oder 2 Tage, und wäscht alsdann die Lichtschnuppe mit sehr heißem Wasser und dabey wohl eingeschmierter Seife ab, da alsdann die Theerflecken zugleich mit weggehen.

Um Eisenflecken aus der Wäsche wieder heraus zu bringen, braucht man ein wenig rein pulverisirtes Sauer- oder Kleesalz auf folgende Art: Es wird nämlich in eine zinnene Kanne siedendes Wasser gegossen; der Ort aber, wo ein solcher Flecken sich befindet, mit frischem Wasser befeuchtet; ist dieses geschehen, so wird von erstgemeldetem Kleesalz ein wenig auf den Flecken gestreuet, solches dann an die dazu be-

reitete zinnene Kanne gerieben, sofort in einem warmen Wasser wieder ausgewaschen, und damit einige Zeit angehalten, wodurch sich dann die Flecken nach und nach herausbringen lassen.

Dintenflecken lassen sich, wenn sie noch frisch sind, aus weißem Zeuge mit scharfen Essig leicht heraus bringen, wenn der Flecken einigemal darein getunket, und eine Weile also darinn gelassen, nachher aber heraus genommen, und mit heißem Seifenwasser gewaschen wird. Oder: man benetzt den Flecken mit der wässerigen Soluzion des Sauerkleesalzes (sal acetosellæ,) hält ihn alsdann über den Dampf eines siedenden Wassers, wiederholt dieses Verfahren etlichemal, und wäscht hernach den Flecken in kaltem Wasser ab. Sind aber die Dintenflecken schon lange in der Wäsche gewesen, so kann man sie, wie die Eisenflecken, mit Zitronensaft auf einem zinnernen Teller herausbringen. Einige nehmen Zitronensaft, und waschen es mit reinem Wasser wohl aus. In Ermangelung des Zitronensaftes, kann auch der Saft von unreifen Trauben oder Sauerampfer genommen werden. Zwanzig Tropfen reinen Brunnenwassers, mit 2 oder 3 Tropfen Scheidewassers vermischt, und mit einem Hölzchen etlichemal auf den Flecken

aufgetragen, thun gleiche Wirkung; nur muß der Flecken sogleich mit Wasser wieder abgewaschen werden.

Um Dintenflecken aus Tüchern und wollenen Zeugen zu bringen, nimmt man die Hälfte von einem frischen Ey, mischt einige Tropfen Vitriolgeist darunter, wäscht den Flecken damit aus, und reibet es hernach mit einem weißen Tuche nach dem Striche, bis es fast trocken ist. Alsdann läßt man es von selbst ganz trocken werden.

Wann man Dintenflecke aus seidenem Zeuge bringen will, nimmt man starken Weinessig und warme Asche, thut es auf den Flecken, oder reibet ihn wohl damit, und wäscht es hernach mit Seifenwasser aus. Oder: man nimmt Ochsengalle mit warmem Wasser vermischt; oder man reibet den Flecken mit Terpentinspiritus.

Um die Dintenflecken aus Papier und Pergament zu bringen, nimmt man Kleesalz, und gießt so viel Brunnenwasser darauf, daß es sich darinn auflöset. Alsdann nimmt man ein paar Stücke reines Druckpapier, etwa 3 oder 4 mal so groß, als der Flecken ist, feuchtet sol-

ches

ches hinlänglich damit an, leget eins von diesen Papieren über, das andere unter den Flecken, und bedeckt beyde Seiten mit einigen Blättern Schreibpapier, damit sich die Feuchtigkeit nicht zu geschwinde herausziehe. Man leget alsdann ein Brett über dasselbe, und beschwert es mit einem Steine, damit das mit Salz befeuchtete Papier sich fest anlege. Nach einer Stunde nimmt man das benetzte Papier wieder ab, und wiederholt, wofern der Flecken noch nicht gänzlich hinweg ist, die Arbeit mit eben einem solchen und mit gedachtem Salze benetzten frischen Papiere. Findet man nun, daß der Flecken ganz oder doch größtentheils vergangen ist, so benetzt man nochmals reine Stücke Druckpapiers mit reinem Wasser, jedoch ohne Salz, und verfährt damit, wie vorhin, damit solches das sich angesetzte Salz wieder an sich ziehe. Will man es recht gut haben, so leget man noch zum Ueberfluße den Bogen in eine Mulde oder in ein anderes Geschirr mit Flußwasser, und trocknet ihn hernach auf einer Leine. Den noch übrig gebliebenen blassen Flecken vertreibt man endlich durch den Dampf von angezündeten Schwefelhölzchen.

Hiebey ist noch folgendes zu erinnern: 1. Daß diese Operazion bey gebundenen Büchern eben so gut angebracht werden kann; nur muß das mit reinem Wasser benetzte Papier etwas größer seyn, als das Format des Buches. 2. Daß der Flecken, wenn er noch neu ist, leichter zu vertreiben ist, als ein alt gewordener. 3. Zu einem alten Flecken nimmt man das mit Kleesalz benetzte Papier wohl drey = oder vierfach, damit es Salz genug halte. 4. Wenn die Dinte, indem sie auf das Papier fällt, mit Löschpapier abgenommen wird, so erfordert es hernach desto weniger Mühe.

Bey Flecken, die von Obst, als: Kirschen, Maulbeeren ꝛc. **und vom Weinessig, Wein** ꝛc. entstehen, liegt offenbar eine Säure zum Grunde. Hier kömmt es darauf an, daß man den Zusammenhang der befleckenden Materie mit der Leinwand, dem Tuche, der Seide ꝛc. zu vermindern suche. Man erhält diese Absicht entweder durch eine stärkere Säure, welche die schwächere überwindet, oder durch Laugensalze. Nach der ersten Methode hält man den Flecken über den Dampf eines angezündeten Schwefelfadens, und wiederholt dieses etlichemal, bis der Flecken verschwindet. Nichts ist

aber

aber besser, als einige Tropfen Salmiakgeist, welcher ohnehin überall bereitet wird, und in allen Apotheken zu haben ist. Man bringt ihn, vermittelst eines darein getauchten hölzernen Stäbchens auf den Flecken; der aber, wenn die Farbe nicht ächt ist, gewiß einen andern an seiner Stelle läßt.

Wenn man Tischzeug oder ander leinenes Geräth mit rothem Weine befleckt hat, pflegt man die Stelle gemeiniglich, wenn sie noch frisch ist, damit der Flecken nicht weiter um sich greife, mit Salz oder Schnupftoback zu bestreuen, und hernach mit gemeinem Wasser abzuwaschen; man wird aber finden, daß die besudelten Stellen doch immer kennbar bleiben. Besser ist es, sich statt des Wassers, einer lauen Milch zu bedienen, sobald ein solcher Flecken gemacht worden ist, und sowohl das Salz als den Toback wegzulassen. Sogar an seidenen Strümpfen hat man mit der lauen Milch glückliche Versuche gemacht. Von manchen Gattungen rother Weine aber sind die Flecken oft ganz und gar nicht aus der Wäsche wieder herauszubringen.

Wie aus Sammt die Schmutz= Oel= und andere dergleichen unreine Flecken auszuputzen sind.

Man nimmt Terpentingeist, thut davon einige Tropfen auf ein rein leinenes Tüchlein, und reibet damit die Flecken wohl, doch aber subtil; wann dieses geschehen, nimmt man ein anders reines Tüchlein, und wischt das unreine davon, läßt es hernach über einem Kohlfeuer trocknen: sollten auf einmal die Flecken nicht herausgehen, so wird auf die nemliche Art einigemal damit verfahren, bis es vollkommen gereiniget ist. Wenn aber auf diese Weise die Flecken nicht heraus zu bringen sind, so muß die Fleckkugel, welche die Flecken wegziehet, gebraucht werden. Der Sammt muß aber zuvor, damit der Staub herauskömmt, ausgeklopft, und rein ausgebürstet werden; weil aber an demselben das Wolligte sich legt, und dadurch ein schlechtes Ansehen erhält, so wird solcher an beeden Seiten, nemlich oben und unten mit frischem Wasser befeuchtet, über ein Lockeisen, welches man zu den Manschetten gebraucht, in Ermangelung dessen aber über die Kanten des Bögeleisen, worinnen aber ein glühender Stahl befindlich seyn muß, mit Auflegung des

unteren

untern Theils, hin und wieder gefahren; so wird davon der obere Theil, oder die rechte Seite wieder aufstehen, und gut hergestellet werden; zumal, wenn er mit einer Sammtbürste wohl ausgebürstet wird.

Wie die silbernen Borten und Spitzen, wenn solche ganz roth angelaufen, trocken zu putzen sind.

Man nimmt Fraueneis nach Belieben, leget es auf einen Heerd oder Stein bey zwo Stunden lang zwischen glühende Kohlen; dann nimmt man solches, und schabt mit einem Messer das Unreine davon ab; sodann wird es in einen Mörser gethan, und so fein, als es immer möglich, zerstoßen; dieser Stein wird ein weißes Pulver abgeben, welches dadurch zum Gebrauch vollkommen zubereitet ist.

Man nimmt hernach die silbernen Borten oder Spitzen, und bestreuet selbige mit diesem Pulver; alsdann werden sie mit einem feinen Bürstlein etlichemal abgebürstet, wodurch sie wieder weiß und schön werden; damit sie aber auch ihren vorigen Glanz erhalten, so wird ein weißes Handschuhleder genommen, die Borten

oder

oder Spitzen fein damit gerieben, und abgewischt, und hiedurch bekommen sie ihren gehörigen Glanz. Sind aber dieselbigen mit Schmutz und andern Unreinigkeiten angefüllt, so muß man sie zuvor, wie die goldenen Borten, in dem nämlichen Seifenwasser waschen und zubereiten; sodann, wann dieses geschehen, kann erst das Pulver, nebst dem Handschuhleder, genommen, und gebraucht werden.

Wie die goldenen Borten und Spitzen, wenn solche angelaufen, zu waschen, und wieder in einen guten Stand zu bringen sind.

Es ist jedermann zur Genüge bekannt, daß durch die Länge der Zeit die goldenen Borten und Spitzen, theils durch den Schmutz und Staub, der sich daran legt, theils auch durch das Anlaufen, ein schlechtes Ansehen erhalten. Diesem kann aber abgeholfen, und durch das Waschen und Auffärben ihnen wieder eine schöne Gestalt verschaft werden.

Wie man die Goldfarbe zubereiten soll.

Man nimmt ein Loth Gummi guttä, und ein Quintlein ganzen Safran, thut dieses in ein reines Gefäß, schüttet ein wenig gemeinen Brandtewein darüber, läßt es bedeckt, damit keine Luft dazu kann, einige Zeit entweder an der Sonne, oder auf einem warmen Ofen destilliren, hernach filtriret man solches durch ein rein leinenes Tüchlein in ein anderes Gefäß, so ist die Goldfarbe zum Gebrauche vollkommen fertig.

Wie das Seifenwasser, worinnen sie gewaschen werden, zu machen ist.

Man nimmt einen reinen Hafen, worein ohngefähr zwo Maaß gehen, den gießet man voll Regen- oder Flußwasser, thut zwey Loth geschabte venezianische Seife hinein, und läßt es eine Viertelstunde bey dem Feuer kochen; wann nun dieses geschehen, werden sechs Messerspitzen voll Honig, sechs Messerspitzen fein gestoßener weißer Kanarienzucker, und von einem Ey das Weiße genommen, und solches so lange zusammen gerühret, bis es ein Sälbchen abgiebt; hernach nimmt man das Sälbchen, und thut es in das Seifenwasser, rühret es so lange

mit einem Holze herum, bis daß es vollkommen zu Schaume wird.

Alsdann nimmt man die Borten oder Spitzen, wäscht selbige zwischen den flachen Händen, damit das Unreine davon kömmt, in diesem Seifenwasser ab, nachmals spühlt man sie im lauen, hernach im frischen Wasser aus, so, daß die Seife, die sich hineingewaschen, wieder gänzlich heraus kömmt; sodann zieht man sie mit den Fingern wieder gleich, und läßt sie trocknen.

Wenn nun mit allem, wie bereits gemeldet, verfahren worden, so nimmt man die Spitzen oder Borten nochmal zur Hand, ziehet selbige etlichemal durch oben beschriebene Goldfarbe, hält sie hernach über ein Kohlfeuer, und läßt die Hälfte eintrocknen; alsdann ziehet man sie nochmals durch die Farbe, und läßt sie vollkommen austrocknen; weil sie aber dadurch keinen Glanz bekommen, so ist das Beste, daß man sie zwischen ein weißes leinenes Tuch in die Presse, ohngefähr acht oder zehen Stunden leget, solche so stark als es sich immer thun läßt, zupresset, so werden sie ihren vollkommenen Glanz wieder erhalten, und von den neuen nicht viel zu unterscheiden seyn; in Ermanglung dessen aber,

wird

wird ein heißes Bügeleisen genommen, auf dem leinenen Tuch, worunter die Spitzen oder Borten liegen, gebügelt, so bekommen sie ebenfalls einen hübschen Glanz.

Wie das Gold oder Silber von der Seide zu sondern und zu trennen ohne Feuer, wobey einem auch der Vortheil zukömmt, daß man keinen Abgang oder Schaden, welches durch das Ausbrennen gar leicht geschehen kann, zu befürchten hat.

Man machet eine gute, und scharfe Lauge aus puchener Asche, wirft in solche, wann sie im vollen Kochen ist, eine gute Hand voll Salz, und sucht hienächst den durch das Einkochen verursachten Abgang der Lauge durch frisches Laugenwasser zu ersetzen. Will man nun silberne oder goldene Borten und Tressen von der Seide sondern, so darf man nur dieselbe ganz locker in ein leinenes Tüchlein thun, solches wohl verbinden, und bey drey Stunden lang in der vorgeschriebenen Lauge kochen, hernach legt man die Borten oder Spitzen auf den Ofen oder in die Sonne, und läßt sie wieder trocken werden; auf solche Art wird man die Seide ohne den

geringsten Verlurst des Goldes oder Silbers herausbringen, und wie Staub davon absondern können.

Vorschriften:

Edelgesteinen, Perlen, und Korallen den ersten Glanz wieder zu verschaffen.

---

1) **Edelgesteine, welche in Gold gefaßt, zu putzen.** Man nimmt zwey Loth recht gelben Schwefel und vier Loth reinen Trippel, reibet beydes auf einem Reibsteine so fein, daß es wie Staub ist, thut von diesem Pulver auf Leder, und reibt den Schmuck damit ab, zuletzt putzt man ihn wieder mit einer feinen Bürste rein ab.

2) **Edelgesteine, welche in Silber gefaßt,** werden auf diese Weise geputzt: Man nimmt die zarten Ribben von Schafen, es ist gleich viel, ob sie roh oder schon gekocht sind, brennt diese auf einem eisernen Bleche zu Kohlen, stößt sie im Mörsel zu einem Pulver, reibt sie überdieß noch mit Brandtewein auf dem Reibsteine

zart ab, läßt sie wieder trocken werden, und reibt sie auf's neue zu feinem Staube, sodann verfährt man mit diesem Pulver, wie oben bey dem gelben beschrieben worden.

Perlen zu waschen.

Man schnüret die Perlen in einen seidenen Faden, legt sie in gute Milch, und läßt sie darinnen langsam sieden, alsdann schabt man venezianische Seife in warmes Wasser, nimmt die Perlen aus der Milch, und wäscht sie so warm, als man nur die Hände darinne leiden kann, in diesem Wasser, spühlt sie endlich mit klarem kaltem Wasser rein ab, und reibt sie mit einem zarten leinenen Tuche, bis sie ganz trocken sind, da sie dann den ersten Glanz wieder haben.

Auf eine andere Art: Die Perlen werden locker in ein Fleckchen eingebunden, alsdann werden sie in Eyerweis und Salz mit Wasser verdünnt abgewaschen, mit den Fingern so lange durch das Fleckchen abgerieben, bis sie schön weiß scheinen, hierauf werden sie in klarem Wasser abgespühlt; doch muß dieses Flußwasser seyn,

so=

sodann in einen andern Faden umgefädelt, und zum Trocknen aufgehangen.

Bleiche Korallen wieder aufzufrischen.

Man nimmt zwo alte welsche Nüße, stößet sie zu Pulver, und reibet $1\frac{1}{2}$ Quintl. Salis nitri darunter, schüttet solches auf ein wollenes Tuch, und reibt die bleichen Korallen so lange damit, bis sie wieder ihren schönen rothen Glanz haben.

Wie das Porzellain zuzurichten, daß es nicht zerspringe, man mag was immer heißes, hinein gießen.

Man lege in einen Kessel unten auf den Boden eine Lage Stroh, auf das Stroh setze man das Porzellain, es mag nun feines oder geringes seyn; darauf fülle man den Kessel mit kaltem Wasser, und lasse es also miteinander bey einem nicht gar zu starken Feuer kochen. Wann es wohl gesotten, so nimmt man den Kessel von dem Feuer hinweg, und läßt das Wasser kalt werden, ehe man das Porzellain herausnimmt. Dieses wird sodann nimmermehr zerspringen, man mag auch hineingießen, was man will, heißes oder kaltes.

Eine

Eine Kütte zu machen, womit zerbrochenes Glas, Porzellain und Agatstein auf eine kaum merkliche Art widerum zu vereinigen ist.

Man nehme Hausenblasen ein Loth, Mastix ein halbes Loth, Knoblauchsaft einen Eßlöffel voll, Tischlerleim fünfzehn Gran, Weingeist, den achten Theil von einer Maaß.

Man bringe dieses zusammen, in einem hiezu bereiteten Gefäße, zur gehörigen Konsistenz und Massa, bestreiche damit die zerbrochenen Stücke, setze sie zusammen, lasse das Geschirr etliche Stunden trocknen; schabe hernach die äußern Fäden, welche von dem Leime daran hängen, ab, so ist die Sache geschehen. Man mag sich wohl einige Mühe geben, selbiges etwann wiederum auseinander zu reißen, oder in siedendes Wasser werfen, so wird es ehender an einem andern Orte, als an dem zusammengefügten, zerbrechen.

Oder:

Man nehme etwas Malz, und zerriebenen ungelöschten Kalk, und befeuchtet solches mit ein wenig Wasser, so wird ein Brey daraus, womit man alles, was bereits oben gemeldet worden, kütten kann.

Oder:

Man nehme Eyerweis, zerklopfe solches wohl, damit es dünne und lauter werde; darunter menge man ungelöschten Kalk und geriebenen Käß; mit dieser Massa bestreiche man die Brüche und Stücke, setze sie ordentlich wieder zusammen, und lasse sie trocknen.

Oder:

Man nehme ungelöschten Kalk, und rühre ihn in einen alten und faulen Käß, welcher zuvor im Wasser zu einem Muß gekocht werden muß; wenn man nun die beyden Stücke zusammen abgerühret, so kann man damit alle zerbrochene Gläser und andere Gefäße wieder ganz machen.

Inn=

Anzeige
einiger Bücher,
welche man Mädchen von diesem Alter zu lesen rathet.

Die Bestimmung des Menschen, von Spalding.

von Eckartshausen, die Gebothe des Herrn.

M. v. Schönbergs Zierde der Jugend.

Sailers vollständiges Lese- und Gebethbuch, oder dessen Auszug;

oder Seibts Lehr- und Gebethbuch.

Frauenzimmer-Schule, oder sittliche Grundsätze für das schöne Geschlecht zur Bildung eines edlen Herzens.

Neujahrsgeschenk einer zärtlichen Mutter für ihre Tochter.

Abendbetrachtungen eines Frauenzimmers.

Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will. 3 Theile.

Neubauers Kochbuch. 2 Theile.

Anzeige
einiger Bücher,
welche man Kindern von diesem Alter zu lesen rathet.

Die Bestimmung des Menschen, von Spalding.
von Eckartshausen, der Gedanke des Herrn.
M. v. Schönbergs Blume der Jugend.
Sailers vollständiges Lese- und Gebetbuch, oder dessen Auszug:
oder Sailers Lese- und Gebetbuch.
Frauenzimmer Schule, oder sittliche Grundsätze für das schöne Geschlecht zur Bildung eines edlen Herzens.
Neujahrsgeschenk einer zärtlichen Mutter für ihre Tochter.
Unterhaltungen eines Frauenzimmers.
Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will. 3 Theile.
Neubauers Kochbuch. 2 Theile.

XXX IV 92

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibliothek für Mädchen nach den Stuffen des Alters eingerichtet

Bd.: [3]

München 1791

Paed.pr. 409 a-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020030-0
VD18 9012667X-001